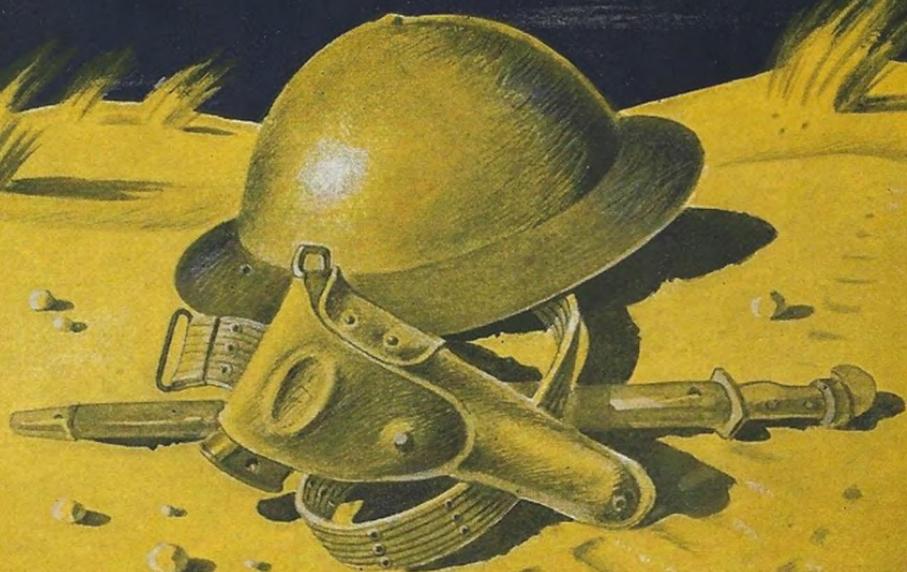


Angus McDonald

# NORDAFRIKA SOLDATEN

KAMPF, GEFANGENNAHME, FLUCHT UND INTERNIERUNG



# Nordafrika-Soldaten

Kampf, Gefangennahme, Flucht und Internierung

Von Angus Mc Donald

Preis geb. Fr. 7.50, broschiert Fr. 5.50

Ein Soldat erzählt. Er hat die einfache, klare Sprache eines Soldaten. Er kämpfte in Afrika, bei Bardia und Tobruk. Neben ihm lebten, litten und lachten seine Kameraden. Einige davon kamen wie er aus Australien. Bei einem der schweren Kämpfe wird er verwundet und gerät in die Hand des Feindes. Später kommt er nach Italien in ein Gefangenenlager. Mehr als zwei Jahre verbringt er dort, bis ihm endlich die Flucht in die Schweiz unter unsäglichen Strapazen gelingt.

Das ist nüchtern der Inhalt. Was uns aber dieser Soldat nebenher erzählt, ist das hohe Lied der Kameradschaft, ist der Ausdruck männlicher Tatkraft und Ausdauer. — Der Verfasser ist kein Literat, kein Schriftsteller und Wortkünstler. So einfach aber auch seine Sprache ist, sie dringt zu Herzen, weil sie von der absoluten Wahrheit getragen wird. Man liest das Buch und lebt jede Einzelheit mit. Man sieht die Männer im Sandsturm der Wüste, sieht sie im Gefangenenlager und wandert mit ihnen auf der Flucht quer durch Italien zur Schweizergrenze. Man erlebt das Buch und vergisst es nie.

# Bücher aus dem Zeitgeschehen

## Der Weg nach Dünkirchen

Roman von Pierre Daninos

Preis geb. Fr. 6.—

Daninos hat hier den Roman unserer Zeit geschrieben, der sie überdauern wird. Noch keiner gestaltete das erbarmungslose Ringen vom Mai 1940 um den Hafen von Dünkirchen mit derart schonungsloser Intensität. Inmitten dieser Schrecken aber gibt eine zarte Liebesbeziehung dem Helden die Kraft, im Grauen des totalen Krieges zu bestehen. Das faszinierende Buch schliesst mit einem Glaubensbekenntnis an das unsterbliche Frankreich.

## Die Nacht der Bewährung

Roman von Richard Church

Preis geb. Fr. 7.50

Hier erlebt die englische Zivilbevölkerung den Krieg. Vier Menschen der verschiedensten Gesellschaftskreise Englands finden sich zufällig in einem Londoner Hotel zusammen und erleben einen Bombenangriff, einbezogen mit vielen anderen Leidensgefährten in das tragische Geschick der gemarterten Weltstadt, um in einer Nacht sich zu bewähren — oder zu versagen.

## Mr. Howard und die Kinder

Roman von Nevil Shute

Preis geb. Fr. 9.50

Die Aufgabe, die das Kriegsgeschehen dem alten Mr. Howard aufbürdet, führt ihn mit einer stets wachsenden Kinderschar quer durch Frankreich in den Schreckenstagen von 1940. Neben dem packenden Erlebnis dieser einzigartigen Flucht spielen ergreifende Schicksale in das dramatisch bewegte Geschehen hinein. Kein Wunder, dass dieser Roman und der nach ihm gedrehte Film in England und Amerika einen gewaltigen Erfolg hatten, kein Wunder, dass dieses einmalige Buch schon als Feuilleton in der «Neuen Zürcher Zeitung» die Gemüter der Leser aufs tiefste bewegte.

## Ich kämpfte als //

Tatsachenroman von Kurt Rödel

Preis geb. Fr. 8.50; kart. Fr. 6.50

Hier spiegelt sich im Flammenschein des Krieges das innere Erleben jener Menschen, die eine Welt erobern wollten, und gerade weil es sich nicht um ein blosses Kriegstagebuch handelt, sondern um die ganz bewusste Gestaltung eines jahrelangen Erlebens, sagt dieses Buch mehr über Hitlers Deutschland aus als jede noch so objektive Betrachtung von aussen. Charkow, Stalingrad und Frankreich stehen im Brennpunkt der Kämpfe dieses SS-Mannes, mit all ihren Schrecken und ihrer Erbarmungslosigkeit.

ANGUS MAC DONALD

# **NORDAFRIKA-SOLDATEN**

**Kampf,  
Gefangennahme, Flucht  
und Internierung**

---

Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1945 by Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich



Buchdruckerei Carl Meyer, Rapperswil/Jona

## Vorwort

Die Schweiz ist eine rettende Insel. Wie viele Soldaten aus den Gefangenenlagern im Feindesland mochten alles aufs Spiel gesetzt haben, um unser Land zu erreichen? Ungezählte mögen nach mühseliger Flucht durch die feindlichen Landstriche kurz vor der Grenze Ihr Leben verloren haben. Wie viele mögen es sein, die ihr Ziel nie erreichten? Niemand wird ihre Zahl je erfahren.

Der Krieg schwemmte sie auf unseren Boden. Soldaten, Mütter mit ihren Kindern, Frauen und Mädchen, Greise und Knaben, sie vertrauten das einzige, was ihnen geblieben ist, ihr Leben, unserer Obhut an. Nun harren sie hier der nächsten Stunde, sie warten und warten . . .

Alle wissen, dass einmal eine Entscheidung kommen muss. Darauf warten sie nun. Ihre Träume vom Glück sind bescheiden geworden und viele, sehr viele wissen selbst nicht, welche Entscheidung sie ersehnen, was sie für sich erhoffen. Sie denken: ‚Vielleicht hört bald der Krieg auf, dann wird sich vieles klären‘. Oder sie denken: ‚Vielleicht kann ich nochmals mithelfen in dem grossen Ringen für den Frieden‘.

Sie erzählen einander von dem, was vorher gewesen war. Selten reden sie viel vom Krieg. Und wenn einer der Soldaten aus dem Westen, dem Süden, dem Osten oder Norden einmal vom Krieg spricht, dann sind auch seine Worte ganz einfach geworden. Da ist keine Propa-

ganda mehr, kein Hass und keine Rachsucht. Höchstens ein wenig Bitterkeit. Wer soll ihnen aber diese verübeln?

Von den langen Stunden im Interniertenlager werden ihre Herzen müde. Tötend mag das ununterbrochene, täglich neue, immer gleiche Kartenspiel auf die Sinne wirken, lähmend das fortwährende Reden über Probleme, die heute noch gar keine Gültigkeit, morgen aber vielleicht ein ganz anderes Gesicht haben werden. Sie wissen es ja nicht, niemand weiss es wirklich, was da kommen wird, wann endlich die Entscheidung fällt. Nur warten, jeden Tag aufs neue warten.

Da hat aber einer Worte gefunden, für das, was er gesehen und erlitten hat. Was er erlebte, schrieb er nieder. Seine Sprache ist einfach. Er wollte ja nur für seine eigenen Kameraden, für seinen Sohn drüben in Australien, für seine Frau und Freunde das alles niederschreiben, wollte keine Literatur, kein stilistisch ausgeklügeltes, feinsinniges Elaborat der Dichtkunst vollbringen. Ganz still und klar, fast naiv in seiner Trockenheit und doch so echt, erzählt er wie es bei Tobruk, bei Bardia war, wie im Gefangenenlager in Italien, und wie ihm mit vielen anderen endlich die Flucht in die Schweiz gelang.

Naiv und unbeholfen, gewiss, aber dafür bis auf die Knochen echt. Nichts ist schöngefärbt, nichts verschleiert, nichts übertrieben.

Einer der vielen, die den Mut zur Flucht aus dem Gefangenenlager aufgebracht hatten, einer der wenigen, die heil unser Land erreichten, und einer der Millionen, die in diesem Kriege gekämpft, gelitten und gehofft haben, erzählt uns hier sein Erleben. So unbedeutend seine Geschichte ist, sie bringt uns einen winzigen Ausschnitt aus dem Leben, das Millionen geführt haben und für diesen Einblick müssen wir ihm dankbar sein.

Klaus Peter Wieland.

## ERSTER TEIL

### *Nordafrika*

#### Erstes Kapitel

Korporal Jenks, oder «Woggy», wie er allgemein genannt wurde, war wieder einmal bei einem seiner Lieblingsthemen angelangt. (Es gab deren zwei: sein Magen, und was damit zusammenhing.) Diesmal sprach er von dem, was er am vergangenen Neujahrstag verzehrt hatte.

Sein heutiger Vortrag über vergangene Festgelage stand im Widerspruch zu der trostlosen Lage, in der wir uns befanden. Wir schrieben den 1. Januar 1941 und lagen, als Truppenkörper der Nilarmee General Wavells, vor Bardia. Während des ganzen Morgens hatten unsere Geschütze drauflos gefeuert, um Mussolinis Soldaten mürbe zu kriegen; doch vorläufig vergalten diese noch Gleiches mit Gleichem.

Das Frühstück hatte aus einer halben Büchse Rindfleisch und einem Paket zementähnlichen Zwiebacks bestanden, der überdies noch mit Sand gewürzt war. Um dies herunterzuspülen, bekamen wir zudem eine schreckliche Brühe. Unser Koch nannte sie «Tee».

In letzter Zeit war es uns nicht gerade gut ergangen. Als Divisions-Kavalleristen war uns eine Menge mühsamer Patrouillen aufgedrängt worden; und heute, bei unserer ersten Ruhepause seit einer Woche, hatten wir uns unmittelbar hinter unserer Artillerie

eingegraben. Mein Geländewagen\* war im Schutze eines Sandhügels, hinter welchem wir einen Unterstand ausgehoben hatten, gut untergebracht. «Woggy» referierte noch immer weitschweifig über schottischen Fleischpudding, Whisky, gebratene Enten und alles, was sonst mit einem Neujahrstag in Australien zusammenhängt. Einzig seine leuchtend blauen Augen und die schnabelartige Hakennase waren unter der «Balaklawamütze» sichtbar, die seinen Schädel vollständig bedeckte. Immer wieder hob er die linke Hand, schob die Kinnklappe der Mütze von seinem Mund und spuckte kunstgerecht in die Luft, über unseren Unterstand hinweg. Im Übrigen war Woggy ein typischer Australier; gross – ein Meter achtzig oder mehr – sehnig, zäh und von der Tropensonne dunkel gebräunt.

Plötzlich, wie seine linke Hand wieder auf halbem Weg zur Kinnklappe ist, hält er mitten im Satz inne, springt auf und deutet nach Westen. Ich starre in die angezeigte Richtung und entdecke im zerstreuten Widerschein der Sonnenstrahlen die silbern aufleuchtenden, libellenähnlichen Körper zahlreicher Flugzeuge: die Piloten des Duces mit ihren Savoia-Bombern und Fiat-Begleitung sind daran, uns ihren üblichen Morgengruss zu überbringen.

«Herrgott, die haben's auf uns abgesehen. Meiner Mutter Kind sagt vorläufig ‚Auf Wiedersehen‘», höre ich Woggy vor sich hinbrummen. Die Fliegerabwehr tritt in Aktion. Nah, aber nicht gut genug! Ich sehe, wie die Geschosse rings um die Maschinen krepieren, doch keine wird getroffen. Trotz der rattern-

---

\*) Es handelt sich hier um den berühmten «Bren-Carrier»: ein für die Wüste mit Raupen versehener, offener Mannschaftswagen, leicht gepanzert und mit aufmontierter Bren-Kanone.

den Maschinengewehre, der brüllenden Flak und dröhnenden Motoren höre ich die gellende Stimme Wachtmeisters Shannon: «Auf den Bauch, Boys, jetzt kommen die Eier!» Ich schaue noch einmal zurück, bevor ich mich der Länge nach in den Sandgraben stürze. Wie dicke, noch aneinandergereihte Würste lösen sich die Bomben von den Flugzeugen. Ich höre das heulende, pfeifende Gekreisch, wie sie erdwärts sausen. Dann folgen schnarrende, donnernde, krachende Explosionen. Die Luft ist voller Staub und umherfliegender Splitter. Scharfer Pulvergeruch kitzelt die Nase.

Langsam verstummt der Lärm der Motoren; das Brummen unserer hämmernden Geschütze wird deutlicher. Ringsum fluchen Männer, rufen Kameraden einander zu.

«Verwundete?» fragt der Feldweibel. Es folgt der Sektionsrapport. Plötzlich ertönt eine aufgeregte Stimme aus der Richtung der Küche: «Dirty Dick ist am Arsch getroffen und blutet wie ein gestochenes Schwein. Die verdammte Küche ist in die Luft geflogen. Sonst alles in Ordnung!»

Wir eilen zur Küche. Allmählich legte sich der Staub und wir sehen, dass ein abseits gestelltes Camion lichterloh brennt. Wieder Geknatter: auf einem bockenden Motorrad nähert sich uns eine schwächliche Gestalt – unser Leutnant. Wie der immer auf dieser hirnerschütternden Maschine querfeldein fahren kann, ist mir ein Rätsel. Er hält an, um die Küche, oder vielmehr die übriggebliebenen Reste davon, zu untersuchen. Inzwischen macht sich Wachtmeister Shannon dran, dem Koch Dirty Dick die erste Hilfe am Hinterteil zu geben. Eine ziemlich ungeschickte Stelle, um einen Verband anzubringen.

Dick hat eine schlimme Wunde erwischt. Aber dafür kommt der Glückspilz wahrscheinlich heim nach Australien.

Woggy hat, was bei ihm höchst selten vorkommt, eine ganze Minute geschwiegen. Ich frage mich, was ihm wohl durch den Kopf gehe. Bald erfahre ich es, denn er bemerkt auf einmal: «Dirty Dick wird es schwerfallen, seiner Alten auseinanderzusetzen, wieso es ihn hinten erwischt hat!»

Dick wird nun auf einer Tragbahre zurücktransportiert. Zwischen Leutnant und Feldweibel findet eine Beratung statt. Woggy folgt mir in meinen Unterstand nach. Das Sperrfeuer wird von unseren Kanonieren gesteigert und die grosskalibrigen Geschosse von «Bardia Bill» sausen hoch über unseren Köpfen dahin. Trotzdem ducken wir uns jedesmal instinktiv. Irgendwo zwischen unserer Artillerie und dem Feind stecken die armen Teufel von Infanteristen, welche einen noch schlimmeren Neujahrstag erleben als wir selber . . .

Der Feldweibel ruft alle Unteroffiziere zu einer Besprechung zusammen. Wir versammeln uns in seinem Unterstand. «Wird nicht lange dauern, Boys. Die Sache ist so: Es ist wirkliches Pech, die Küche zu verlieren, denn jetzt werdet ihr heute für eure Mannschaften trockene Rationen beziehen müssen. In einer halben Stunde werden die Wassertanks hier sein. Holt dann das Wasser für die Leute, aber geht sparsam damit um. Bereitet für heute Abend alle Geländewagen zur Inspektion vor und seid zur sofortigen Abfahrt bereit. Ich glaube, wir sollen zu den Tommies im Westen von Bardia vorstossen. Sie haben die Strasse zwischen Bardia und Tobruk durchschnitten. Irgendein vornehmes Kaval-

lerie-Regiment. Ich hörte, dass sie sogar über einige Tanks verfügen. Meldet sich jemand krank?» Nein, nur Woggy, der Wüstengeschwüre an den Beinen hat und sich weigert, den Militärarzt zu besuchen. Er hat Angst, man könnte ihn ins Spital zurückbringen. Zum Teufel, warum hat er sie nicht an der Zunge gekriegt, dann hätten wir wenigstens etwas mehr Ruhe in dieser Truppe!

«Gut, das ist alles, Boys!»

Ich kehre zu meinem Loch im Sandhügel zurück. ‚Wer mag es wohl gebaut haben?’ frage ich mich. ‚Wahrscheinlich Italiener.’

Der Professor versucht so gut es der Sand erlaubt, unseren Geländewagen inspektionsbereit zu machen. Der Professor ist unser Fahrer, ehemaliger Mathematik-Professor an der Universität von Sydney. Er hat eine Leidenschaft für Explosionsmotoren. Ein sehr ruhiger Mensch, der immer nur in Formeln spricht. Er ist ein treuer Verbündeter Woggys – Gegensätze ziehen sich bekanntlich an. – Er verteidigt ihn immer, wenn mich sein endloses Geschwätz ärgert.

Das letzte Mitglied unserer Mannschaft, das vorgestellt werden muss, ist Vino Jones, ein ehemaliger Bergarbeiter. Wegen seiner Vorliebe für billigen Wein hatte ihm irgendjemand den Übernamen «Vino» angehängt. Er besitzt eine erstaunliche Nase für Alkohol, und so fehlt es in unserer Truppe nie an Trinkbarem. So wie ein Wüschelrutengänger Wasser entdecken kann, ist Vino jederzeit imstande, eine Flasche irgendwie wie aus dem öden Wüstensand hervorzuzaubern. Auch auf Maschinengewehre versteht er sich ausgezeichnet, besitzt Augen wie ein Falke und hat uns durch seine Scharfsichtigkeit schon aus mancher Falle gerettet. Jetzt hockt er da wie ein Schneidergeselle mit überkreuzten

Beinen und einer langen Flasche in der Hand, aus welcher er unaufhörlich Vermouth schlürft. Die Flasche hat er in einem italienischen Lastwagen «gefunden». Er bietet mir davon an, worauf auch Woggy, wie von magischen Kräften herbeigezogen, auftaucht. Nach einem grossen Schluck wendet sich Woggy mit einer seiner zwingenden Rednergebärden an uns: «Ja, Kinder, ich erinnere mich, als ich mich zu dieser lausigen Armee melden wollte, sah ich ein Rekrutierungsplakat, dessen zweiter Paragraph ungefähr so lautete: ‚Krumme Pflöcke gehören nicht in runde Löcher! – Jeder kommt dorthin, wo er hingehört – Techniker zu technischen Einheiten usw. usw? Nun, schaut mal uns an. Der Professor, zum Beispiel, was gibt man ihm zu tun? Oder Freddy Laurence, der junge, vielversprechende Rechtsanwalt, als Gehilfe von Dirty Dick. Oder ‚die Mücke‘ (Jack Curtiss, Chefpilot einer grossen Fluggesellschaft) als Feldweibel, was überhaupt das Gemeinste ist in der ganzen australischen Armee . . .»

«Und du, Woggy?» frage ich milde.

«Oh, ich? Ich war vor dem Kriege mit dem Besitzer des berühmten Rennpferdes ‚Highcast‘ bekannt und wurde schliesslich von ihm angestellt, um das Tier zu pflegen. Mit der Zeit wurde ich ein guter Pferdekennner. Darum trat ich in die Divisions-Kavallerie ein. Und was geschah? Ich diene in einer verfluchten Sardinienbüchse auf Raupen, mit einem schottischen Juden wie du als Sektionsleiter.»

Da erinnerte ich mich an die Bemerkungen des Feldweibels: Warum zum Teufel sitzen die verdammten Geschwüre nicht auf seiner Zunge?



Der Sandsturm wurde immer heftiger, die feinen Körnchen drangen überall hinein: in unsere Kleider, in unser Essen, unser Haar und unsere Bärte (nein, es war wirklich unmöglich sich zu rasieren; die Wasserration bestand aus einem Liter täglich pro Mann und das sollte für rasieren, kochen, waschen und trinken ausreichen! Also rasierten wir uns nicht, wuschen uns nicht und tranken sehr wenig.) Wenn wir schwitzten, was fast den ganzen Tag geschah, liefen uns kleine, dicke, schmutzige Bäche über die Haut und ins Hemd. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns in den Unterstand zu verkriechen und den Sturm heulen zu lassen.

So verging der Neujahrstag. Am selben Abend zogen wir in der Dunkelheit weiter, um uns den Husaren anzuschließen. – Sie besaßen wirklich sechs alte, ausgeleierte Kreuzertanks!

## Zweites Kapitel

Nun fing unsere eigentliche Ausbildung als Wüstensoldaten an. Drüben, südwestlich von Bardia, meldeten wir uns dem kommandierenden Obersten. Er war der typische Engländer, lang, dünn, mit einem dichten Schnauz, einem Monokel und allem, was sonst dazu gehört. Er inspizierte jedes einzelne unserer Fahrzeuge (unsere ganze Ausrüstung stammte natürlich aus Australien) und musterte uns kritischen Auges. Das Monokel fesselte Woggy und Vino. Ein schrecklicher Gedanke, der Oberst könnte eines Tages ohne Augenglas dastehen! Manches, was Wog an ihm aussetzen hatte, lässt sich kaum wiedergeben, aber er bewunderte ihn

trotzdem, wenn auch widerwillig, vor allem wegen seiner Art, mit uns Fremden umzugehen, – waren wir doch für ihn ein ganz unbekannter Menschenschlag.

Während der nächsten Tage hatten wir schweren Schutzpatrouillendienst bei Pionierkolonnen zu leisten, und einmal führten wir einen Nachtangriff auf einen Flugplatz in der Nähe von Tobruk aus. Die Husaren kannten die Gegend. Bevor wir gekommen waren, hatten sie Patrouillen in der ganzen Umgebung, bis fast in die Stadt hinein, ausgeschickt. Als man uns mitteilte, wir sollten uns an diesen Aktionen beteiligen, wurden wir leicht nervös.

Der eigentliche Angriff dauerte nur einige Minuten, die Fahrt jedoch, durch weglose Einöde und pechschwarze Nacht, war wie ein böser Traum. Die italienischen Truppen, welche den Flugplatz zu verteidigen hatten, wurden von uns völlig überrascht. Vermutlich glaubten sie, aus der Luft angegriffen zu werden, denn als wir das Feuer eröffneten, fingen sie an, in den leeren Himmel loszuknallen, und die herrlichen, blauen, grünen, goldenen, weissen und roten Leuchtkugeln, die sie verwendeten, erinnerten an ein festliches Feuerwerk aus friedlicher Zeit. Als sie endlich entdeckten, dass es sich um angreifende Landtruppen handelte, war es zu spät – wir standen schon zwischen ihnen, Tod und Zerstörung in alle Richtungen schleudernd. So verliessen sie ihre Stellungen und flüchteten in die Wüste hinaus. Wir verbrannten alle Flugzeuge und Lastautos auf dem Feld, die Flugzeughalle, überhaupt alles Brennbares. Bei Tagesanbruch zogen wir uns wieder in unsere eigenen Stellungen zurück; hinter uns blieben schwelende Trümmer und Tod.

Diese Art von Kriegsführung ist äusserst spannend bringt viel

Aufregung mit sich, ist auch ziemlich gefährlich, doch die Chancen lagen stets auf unserer Seite. Wir überfielen meistens bei Nacht feindliche Fahrzeugkolonnen und in der Verwirrung, die beim Gegner entstand, war der Kampf kurz und scharf. Wir machten einige Gefangene, verbrannten Lastwagen und zogen uns in den meisten Fällen unversehrt und ohne Verluste zurück. Vino war begeistert von solchen Scharmützeln. Wie ein moderner Rache-gott sass er an seinem Platz und streute auf alles, was sich vor ihm bewegte, Feuergarben aus seinem schweren Maschinengewehr. Ich erinnere mich, wie einmal ein italienischer Meldefahrer auf einem Motorrad am Horizont auftauchte. Vino schätzte augenblicklich die Distanz zwischen ihm und dem Fahrer, richtete sein Visier auf achthundert Meter und drückte eine Salve ab. «Daneben», rief Woggy verächtlich. Der Meldefahrer raste ungefähr hundert Meter weiter und brach dann zusammen. Als wir ihn einige Minuten später untersuchten, stellte ich fest, dass ihn alle fünf Kugeln getroffen hatten, und er nachher nur durch die Triebkraft des Motorrades eine Strecke weitergeschleppt worden war.

Eines Abends erhielten wir den Befehl, zu unserem eigenen Regiment zurückzukehren. Bei unserer Ankunft wurden wir sofort zu einer Besprechung zusammengerufen. Wavell hatte beschlossen, Bardia zu erstürmen, und wir sollten bei Tagesanbruch angreifen, lieber den Angriffsplan und die Rolle, die wir darin zu spielen hatten, wurden wir genau unterrichtet.



Beim ersten Schimmer der Dämmerung dieses kühlen Januar-morgens waren wir zum Aufbruch bereit. Die Wellingtons hat-

ten während der Nacht die feindliche Stellung stark bombardiert, und allmählich erreichte das Crescendo unserer Artillerie seinen Höhepunkt. Schon vorher waren Sappeure mit ihren berühmten «Bangalor-Torpedos» nach vorne gerückt. Das verrückte Geknatter der Maschinengewehre zerrte an unseren Nerven und machte uns fast verrückt. Geschwätz und Aufregung erfüllte die Reihen. Warum ging das Angriffssignal nicht endlich los? Ich überdachte wohl zum hundertsten Mal die Befehle, die ich auszuführen hatte. Die Sappeure werden den Stacheldrahtverhau durchbrechen und gleichzeitig über die Tankfalle eine Brücke legen, die stark genug ist, uns zu tragen. Jenseits des Grabens angelangt, werde ich mich mit meinem Kompass auf mein nächstes Ziel orientieren müssen. Bis dahin sollte die Infanterie, unterstützt von den grossen Matilda-Tanks, ebenfalls auf unserer Seite eingetroffen sein.

Wann ging nur endlich das Signal los? Der Professor hantierte seelenruhig mit einer Ölkanne an den Raupen. Unmelodisch sang Woggy unser Kampflied: «I am going to see the Wizard, the wonderful Wizard of Oz». Ich war froh, dass er sang – sonst hätte er vermutlich weiter geschwätzt. Vino nahm einen grossen Schluck aus einer Flasche. «Vielleicht der letzte, den ich geniessen werde», brüllte er mir bei all dem Geschrei ins Ohr. Ich schaute auf meine Uhr. ‚Noch eine Minute. Hab’ ich Angst?‘ fragte ich mich. ‚Ja und nein. Vor dem Tod fürchtete ich mich nicht! Seit ich die Heimat verlassen habe, schaue ich dem Tod wie einer Erlösung entgegen. ‚Warum hab’ ich denn eigentlich Angst? – Ich weiss es nicht . . .‘

Eine Leuchtkugel saust quer an uns vorüber. Unser Signal!

Der Professor springt auf seinen Sitz, kuppelt ein, und wir kommen in Bewegung. Wir erreichen die Orientierungsstelle zur vorbestimmten Zeit. Plötzlich geraten wir in die platzenden Granaten der Feinde!

Im fahlen Licht der Dämmerung kann man immer deutlicher die Einschläge in den aufgewühlten Sandmassen erkennen. Die Sicht ist noch stark begrenzt, aber die Einschläge rücken immer näher. Ein Geländewagen erhält auf voller Fahrt äusserst selten einen Volltreffer; sobald er aber anhält, bildet er eine ideale Zielscheibe.

Wir näherten uns der Tankfalle. Da züngelte gerade vor uns eine grosse gelbliche Flamme himmelwärts. Die Sappeure hatten den Stacheldraht in die Luft gesprengt. Die Sicht wurde rasch besser, und schon erkannte man die leichte, provisorische Brücke über der Tankfalle. Ein Sappeur winkte uns heran. «Haltet euch zwischen den Markierungen, sonst geratet ihr auf ein Minenfeld. Das Gelände wimmelt geradezu davon.»

Wir stürzten uns durch die Lücke im Drahtverhau. Ich sah, wie ein Geländewagen rechts vor mir auseinanderbarst, und seine Insassen wie Hampelmännchen herausgeschleudert wurden. Das war ein Volltreffer!

Nun, da ich inmitten des Kampfes stand, hatte ich keine Angst mehr. Linser Sperrfeuer liess nach, und eine Welle von Infanteristen erhob sich vom Boden. Die grossen stämmigen Australier drängten vorwärts. Sie sind unsere besten Kräfte; ihre Khaki-Uniformen und die ledernen, im Widerschein der auf steigenden Sonnenstrahlen wie Panzer glänzenden Patronentaschen und Gürtel, gaben ihnen ein kriegerisch wildes Aussehen. Sie hatten zudem ihre Bajonette aufgesteckt.

Dicht vor uns versuchte eine feindliche Maschinengewehr-Mannschaft ihre Waffe auf uns zu richten. Doch Vino, grinsend wie ein Dämon, kommt ihr mit einigen Salven zuvor. Der Professor führt das Werk zu Ende, indem er geradewegs das Nest mit seiner Mannschaft überfährt. Mit seiner 0,5-Antitankbüchse knallt Woggy scheinbar aufs Geratewohl drauflos. Ich gebe dem Professor weitere Anweisungen, denn jetzt gilt es, direkt auf unser Objekt loszusteuern. Wir umfahren ein Wadi\* und einen kleinen rundlichen Hügel und stossen von hinten auf eine italienische Geschützbatterie. Der über eine Landkarte gebeugte Offizier, auf einem kleinen Kontrollstand neben dem mächtigen Entfernungsmesser, hebt bei unserem Anblick Kopf und Hände gleichzeitig. Die Kanoniere sind völlig bestürzt. Eine Geschützmannschaft versucht, ihre Kanone herumzureissen, doch Vino und Woggy treiben sie im selben Augenblick auseinander. Die Überraumplung ist vollständig geglückt.

Unsere Infanterie, die durch das Wadi vorgestossen war, erreichte uns bald. Einige ihrer langen australischen Bajonette waren mit Blut beschmiert. Nun feuerten die Italiener aus anderen Stellungen auf uns. Im eroberten Feld begann unsere Infanterie sich einzugraben. Die Gefangenen wurden nach versteckten Waffen untersucht und darauf abgeführt. – Die erste Etappe unseres Angriffs war beendet.

Rund um uns aber dröhnte und wütete der Kampf. Die grösste Gefahr drohte von einer Anzahl ungemütlicher, gut versteckter Maschinengewehrmester.

---

\*) Ausgetrocknetes Flussbett der nordafrikanischen und arabischen Wüsten.

Ein Meldefahrer brachte mir neue Befehle. Mein Wagen wurde, zusammen mit einem zweiten, zum Geleit der Gefangenen bestimmt. Gefangene in die Etappe zu befördern ist eine langweilige, ermüdende Aufgabe. Nach dem Kampf setzt die Reaktion ein; viele klappen vor Erschöpfung zusammen, andere erbrechen sich heftig. In einer Stunde legt man kaum drei Kilometer zurück, und in unserem Falle war die nächste Sammelstelle mehr als sieben Kilometer entfernt. Als wir aufbrachen, führten wir etwa zweihundert Gefangene mit, fassten aber da und dort noch andere, und als wir unser Ziel erreichten, war ihre Zahl auf beinahe fünfhundert gestiegen. Nachdem wir sie abgeliefert hatten, trieben wir etwas Essen auf, wozu Vino eine Flasche Cognac beitrug, die er, weiss der Teufel wo, ergattert hatte. – Schon vor Einbruch der Nacht standen wir wieder im Kampf.

Unterdessen waren unsere Truppen in den Schussbereich der Stadt vorgedrungen, und unsere Artillerie machte sich daran, die Verteidigung «weich» zu schiessen. Den Italienern war nur noch wenig Kampfgeist geblieben, und sie traten uns nicht mehr mit derselben Heftigkeit entgegen wie in den ersten Morgenstunden. Sie besaßen ja keine Panzerwagen, die auch nur annähernd unseren schweren Matildas gleichgekommen wären.

Wir hatten vier Geländewagen unserer Einheit verloren, mit Männern, die wir gut gekannt, mit denen wir ausgebildet worden waren. Der Tod der Kameraden weckte merkwürdige Gefühle in mir, und doch sagte ich mir, dass ich selbst heil und unversehrt aus diesem Kampf davonkommen würde, wenn ich nur fest daran glaubte.

Während der Nacht griffen wir eine Reihe von Feindbunkern an.

Selten wurden wir aufgehalten, und bei Anbruch des zweiten Tages schielten wir uns aus blutunterlaufenen, vom beissenden, blendenden Sand entzündeten Augen an. Es war unser dritter Tag ohne Nachtruhe.

Unsere Truppen konzentrierten sich zum endgültigen Angriff; die Offiziere waren ganz zuversichtlich und siegesgewiss. Im grossen Umkreis hatten unsere Waffen vollen Erfolg gehabt. Die halbe Besatzung von Bardia war gefallen oder gefangengenommen, während wir selbst erstaunlich wenig Verluste erlitten hatten. Nun folgte unsere letzte Kraftanstrengung, die wir zusammen mit den schweren Tanks, der Artillerie und der Infanterie unternahmen. Allmählich erschlaffte der Feind, die Reihen der Gefangenen schwellen an, und am frühen Nachmittag war die Schlacht zu Ende. Der Lärm der Geschütze liess nach, man hörte nur noch gelegentlich Schüsse aus vereinzelt Stellungen, die umgangen worden waren. Überall, in weitem Umkreis, lagen feindliche Waffen verstreut, Haufen von Munition und Esswaren aufgestapelt, hunderte von Camions und anderen Fahrzeugen. Meine Abteilung hatte die Aufsicht über die Gefangenen. Bei Anbruch der Nacht war Bardia vollständig besetzt

Vor lauter Erschöpfung schlief ich in dieser Nacht, wie ich seit Jahren nicht mehr geschlafen hatte.

### **Drittes Kapitel**

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fand ich die anderen schon rege auf den Beinen. Mit einem Schraubenschlüssel bewaffnet, bastelte der Professor an seinem geliebten Motor; Woggy war verschwunden und auch Vino war nirgends zu sehen. Der

Professor zeigte mir die Schrammen, die unser Fahrzeug erlitten hatte. Während des Kampfes waren die Einschläge nicht aufgefallen, doch jetzt hatten wir genügend Zeit zur Untersuchung und konnten sehen, dass wir mehr als einmal dem Tode knapp entronnen waren. Beim Gedanken daran drohte sich mein Magen umzudrehen. Wenn nun der Professor, oder Woggy, oder Vino gefallen wären? Kein angenehmer Gedanke! Ich hatte gelernt, diese Männer mit all ihren Eigenarten zu lieben. –

Indessen kamen Woggy und Vino fast zur gleichen Zeit zurück; Woggy beladen mit allerlei Raritäten, die er in der Stadt erbeutet hatte; Vino, etwas unsicher auf den Beinen, mit zwei Literflaschen Champagner im Arm.

«Was willst du mit all diesem Kitsch anfangen?» erkundigte sich der Professor bei Woggy. «Du weißt doch genau, dass du dieses Zeug nicht mit dir herumschleppen kannst.»

«Ja, ich werde diese Raritäten heimsenden», erklärte Woggy, «das heisst, einem Mädchen, mit dem ich zusammenlebte, und das ich eigentlich vor meinem Einrücken zu einer anständigen Frau hätte machen sollen. In Gottes Namen, damals dachte ich eben anders als jetzt. Nun möchte ich sie heiraten. Doch momentan geht das nicht. So dachte ich, diese Kleinigkeiten würden sie an mich erinnern ... Gib mir doch was zum Gurgeln, Vino!»

«Wenn du mir dafür eine dieser Luxuspistolen schenkst.»

«Nein», mischte sich der Professor ins Gespräch, «gib doch Vino keine Feuerwaffen in die Hände, wenn er halb besoffen ist.

Er wäre imstande einen niederzuknallen. Schaut, da kommt die ‚Mücke‘. Jetzt gibt’s bestimmt was zu tun.»

«Well, Boys, ihr habt ein gutes Stück Arbeit geleistet, der Major lässt gratulieren. Wir haben schätzungsweise 30’000 bis 40’000 Gefangene. Heute müssen wir noch die armen Waisenkinder, die in der Einöde umherirren, zusammensuchen. Die Artillerie und Tommy-Kavallerie sind bereits im Begriffe, sich mit Tobruk auseinanderzusetzen, und unsere alten Freunde, die Husaren, haben die Strassen durchschnitten; also, ich denke, wir werden dort in einigen Tagen zum Angriff übergehen. Ihr müsst unterwegs alle Strassen vorsichtig nach Minen absuchen, vor allem die Seitenpfade. Unsere Sappeure haben zwar schon die meisten grossen Felder gesäubert, aber der schlaue Italiener dachte, wir würden die vielen kleinen Seitenwege, die in die Wüste führen, unberücksichtigt lassen und hat sie darum vermint.»

Darauf gab er mir Instruktionen über das Gebiet, das ich zu bearbeiten hatte, und fuhr auf seinem ratternden Motorrad davon.

Die folgenden Tage verliefen ziemlich eintönig. Auf der Suche nach verirrtten Italienern durchstöberten wir die Wüste und trieben eine Anzahl zusammen. Bei diesen Aktionen verloren wir auf Minenfeldern noch zwei unserer Geländewagen. Nach einigen Tagen hatten wir unsere Aufgabe erfüllt und konnten melden, dass sich kein Italiener mehr im zugeteilten Bereich versteckt hielt. Unsere Schwadron wurde darauf wiederum vereinigt, und wir nahmen unsere Stellungen vor Tobruk ein.

Eines Morgens prüfte der Professor die linksseitige Raupe unseres Geländewagens, und sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass etwas nicht klappte. Auf meine Frage, erklärte er mir: «Die

Raupe hat sich durch Abnutzung und Verschleiss erweitert und ist locker geworden. Ich habe die Spannung gestreckt, so weit es ging, doch sie ist immer noch ein bisschen schlaff. Was man wirklich machen sollte, wäre ein Glied herauszunehmen, und sie auf diese Art anspannen. Wenn ich heute noch Gelegenheit habe, will ich es erledigen, denn ich möchte nicht, dass die verdammte Raupe aufliegt, wenn wir uns gerade in einer kritischen Lage befinden.»

«Ich will die ‚Mücke‘ fragen, ob wir einen Tag frei bekommen, um unsere Schäden zu reparieren», sagte ich.

Später ging ich zu dem Leutnant. Er sagte, er wolle uns Zeit geben, den Wagen zu überholen. So machten wir uns sofort an die Arbeit, und vier Stunden später waren wir mit unserer «Maschine» wieder startbereit.

## Viertes Kapitel

Der Monat Januar war fast zu Ende. Die Tage wurden länger, und die Wüste schien uns nicht mehr übertrieben kalt zu sein – oder vielleicht hielt uns die Sand- und Schmutzschicht, die sich im Laufe der Zeit unter unseren Hemden angesammelt hatte, warm. Mein zwei Monate alter, bierfarbener Bart war nun lang genug, um gekämmt zu werden ... wenn ich einen Kamm besessen hätte! Ob ich wohl auch so wild-romantisch ausgesehen habe, wie Woggy, dessen gelbliches Gewächs jeder Ziege Ehre gemacht hätte?

Woggy zeigte sich in diesen Tagen etwas schweigsam. Es wirkte geradezu beunruhigend, von seiner scharfen Zunge verschont zu sein. Ich glaubte, er sei irgendwie krank und fragte ihn

danach. «Nein», erwiderte er, «aber ich habe das drückende Gefühl, dass ich nie aus dieser verdammten Wüste zurückkehren werde, und meine vergangenen Sünden wurmen mich. Weisst du, Max, ich war der niederträchtigste aller Schufte, und es wäre besser, ich wär' tot.»

Das Gespräch mit Woggy lenkte meine Gedanken auf die eigene Vergangenheit. Ich hatte oft regelrechte Gewissensbisse. Ich dachte an meine Frau und Familie. Hätte ich besser für sie sorgen sollen? Ich dachte reuig an meinen Schuldanteil bei einigen Streitereien, und die Rolle, die ich dabei gespielt hatte, liess sich kaum entschuldigen. Doch fort mit solchen Gedanken. Wir hatten jetzt andere Aufgaben zu erfüllen.

Die Erstürmung von Tobruk spielte sich beinahe in der gleichen Weise ab, wie diejenige von Bardia. Wir hatten unsere Feuerprobe bestanden und waren bessere Kämpfer geworden, doch die Besatzung von Tobruk war ebenfalls viel widerstandsfähiger, als die von Bardia. In der Nacht vor dem Überfall wurden wir wie gewöhnlich vom Major instruiert, sodass jeder Einzelne seine Aufgabe kannte. An den vorhergehenden Tagen hatte unsere Artillerie die feindlichen Vorposten lahm geschossen. Natürlich waren auch unsere Luftstreitkräfte bei der Arbeit gewesen. Sie hatten unzählige Photographien aufgenommen und Landkarten hergestellt, so dass wir am Vorabend des Angriffes über die italienischen Verteidigungsanlagen genau orientiert waren. Leider genossen wir beim ersten Vorstoss nicht denselben Vorzug wie bei Bardia, denn sofort entdeckte der Gegner die von unseren Sappeuren aufgerissenen Lücken im Drahtverhau und riegelte sie mit dichtem Sperrfeuer ab. Der Angriff wurde dadurch eine zeitlang

aufgehalten, doch unsere Kanoniere erwiderten rasch den feindlichen Gruss, und während einiger Zeit dauerten die Artillerieduelle an. Dann versuchte eine Schwadron Geländewagen ihr Glück mit einer Nebelwand, wurde jedoch unverrichteter Dinge vertrieben. Gegen Mittag hatten wir einige Kilometer Land teilweise besetzt. – Das war soviel wie nichts!

Ganz unverhofft kam uns da die Natur in Gestalt eines furchtbaren Sandsturmes zu Hilfe. Der Wind blies uns in den Rücken, dem Feind ins Gesicht. Man konnte nicht weiter als drei Meter sehen. Die Luft bestand nur noch aus einer blendenden Wolke von Sand- und Staubkörnchen. Eine ideale Deckung für unsere Tanks und Geländewagen! Wir nutzten diesen Glücksfall auch gebührend aus. Die Tankfalle wurde überbrückt, und bald standen wir inmitten der Betonbunker, am Rande von Tobruk. Diese gestaffelt angelegten Bunker lagen ungefähr hundertachtzig Meter von einander entfernt und stellten die Seiten des Dreiecks dar. Das ganze Gelände konnte von diesen festen Punkten aus beherrscht werden. Wir fanden auch bald eine Methode heraus, um die Feindstellungen zu erledigen. Wir mussten nur soweit an eine dieser kleinen Festungen heranfahren, bis sie durch den dichten Sandnebel schwach sichtbar wurde. Dann stiegen wir ab, pirschten uns zum Eingang heran, worauf ein paar geschickt durch die Öffnung geschleuderte Handgranaten den Insassen den Garaus machten. Dass wir sie unter solchen Bedingungen angreifen konnten, überraschte und ärgerte sie nicht wenig.

Der Sturm wurde gegen Abend immer heftiger. Einmal hätten wir beinahe unsere eigene vorrückende Infanterie beschossen, so schwer war es, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden.

Während der Nacht liess der Sturm nach, und wir setzten den Angriff unbarmherzig fort, so dass wir uns am Morgen auf einer kleinen Höhe befanden und die Stadt aus der Entfernung von ungefähr vier Kilometer überblicken konnten. Am nächsten Tag war die Sicht klarer. Im Hafen draussen stand der italienische Kreuzer «San Giorgio» in hellen Flammen. Verschiedene Handelsschiffe waren gestrandet oder versenkt worden, so dass nur noch ihre Masten aus dem Wasser ragten. Unsere Artillerie schoss systematisch in die Stadt hinein, und die explodierenden Granaten wirbelten Sand, Schutt und Staub in die Luft. Gerade zu unserer Linken sammelte sich ein Infanterie-Bataillon im Schutze eines Waldes.

Hier erlebte ich den Fall von Tobruk, ein Bild, das ich nie vergessen werde! Einige unserer Matilda-Tanks fuhren im Marschtempo geradewegs die Strasse hinunter zur Stadt; ihnen folgte das Bataillon in Einerreihe. Es schien beinahe, als ob es sich um ein Manöver handle, mit dem einzigen Unterschied, dass hier jeder, der umfiel, liegenblieb. Bald befanden sich unsere Truppen in den italienischen Schützengräben: voran die Matildas, die alles, was ihnen in den Weg kam, erbarmungslos zerdrückten und zerstampften; hinter ihnen wurde der erschreckte Feind von der Infanterie entwaffnet. Noch versuchten einige italienische «M 13»-Tanks unsere Matildas anzugreifen, doch sie konnten gegen diese mächtigen Stahlungeheuer nicht aufkommen: fast immer geriet der feindliche Tank in Flammen und brannte aus, oder die Mannschaft ergab sich kampfflos. Sechsendreissig Stunden nach Beginn des Angriffs Tobruk und 35'000 Gefangene in unseren Händen.

Die nächsten Tage brachten massenhaft Arbeit mit sich. Aufklärungen, Gefangene eskortieren, patrouillieren; da lernten wir auch die Stukas kennen, denn die Deutschen hatten jetzt in Afrika Sturzbomber eingesetzt. Bei einem Fliegerangriff auf unsere Zone fiel unser Leutnant Graves, und ein anderer guter Kamerad wurde ebenfalls ein Opfer der Stukabomben. Wir selber hatten einmal unser Leben nur einem Glücksfall zu verdanken.

### Fünftes Kapitel

Nach einer bitterkalten Nacht war ein herrlicher, sonniger Tag angebrochen. Zur Abwechslung wehte kein Sturmwind.

So waren wir freudig überrascht, als die ‚Mücke‘ um neun Uhr auf tauchte und uns einen freien Tag gewährte. Allerdings musste die Zeit zur Überholung unserer Maschine benützt werden. Natürlich meldete ich ihm nicht, dass sich unser Fahrzeug in bestem Zustand befand – dank unserem Professor, welcher trotz aller Müdigkeit nach dem nervenzerrüttenden Lenken unseres knatternden, holprigen, rüttelnden Wagens, und trotz der langen, schlaflosen Patrouillennächte, immer unseren Raupenwagen kontrollierte, bevor er etwas ass oder sich schlafen legte.

Als ich ihn fragte, ob an der Sardinienbüchse irgendetwas zu flicken sei, entgegnete er: «Nichts – das heisst, ausser dem Wasser im Kühler, wenn wir das nur wechseln könnten.»

«Kommt nicht in Frage», erklärte ich, «Du weisst ja, dass wir nicht einmal genügend Trinkwasser erhalten.»

Doch damit hatte er mich auf eine gute Idee gebracht: es hatte mich schon immer gelüstet, in der nächsten Umgebung von Tobruk oder in der Stadt selber herumzustreifen; doch bis jetzt war jedesmal, wenn ich glaubte, fortkommen zu können, um mir dieses Nest anzusehen, irgendeine Arbeit aufgetaucht, die ich zu verrichten hatte. Nun schien endlich einmal die Gelegenheit dazu gekommen zu sein. Ich verlangte von Hauptmann Bell die Ausgangserlaubnis, um einen arabischen Brunnen ausfindig zu machen, wo wir unsere Kleider waschen und den Kühler mit frischem Wasser füllen konnten. Er gab die Erlaubnis unter der Bedingung, dass wir bis Mittag zurückkehren.

Vinos Augen leuchteten auf, und Woggy jauchzte vor Freude, als ich die Nachricht brachte. Wie gewöhnlich schwieg der Professor, doch man fühlte, dass er nur zu glücklich wäre, wenn wir für seinen heissgeliebten Motor frisches Wasser auftreiben könnten. Vino träumte natürlich schon von einigen feinen Flaschen, während Woggy wahrscheinlich hoffte, noch mehr von seinem Raritätenkram, den er anscheinend immer mit sich herumtrug, zu sich stecken zu können.

So machten wir uns erwartungsvoll davon. Gegen zehn Uhr erreichten wir einen ehemaligen italienischen Flugplatz. Da lagen ungefähr dreissig ausgebrannte Flugzeuge, und fast eine volle Kompanie britischer Pioniere war dabei, alles was noch brauchbar geblieben war, aus den Trümmern zu bergen.

Wir beschlossen, uns hier ein Weilchen aufzuhalten und zuzuschauen. Ich fragte einen der Burschen, ob wohl irgendwo genügend Wasser für unsere Wäsche zu finden sei.

«Jawohl, unten im Hafen», erwiderte er, «dort halten allerdings die meisten unserer Boys Wäsche in diesen Tagen. Aber ich denke, wir haben's hier viel leichter. Siehst du die Erhöhung am andern Ende des Flugplatzes? Well, das ist ein Benzindepot, das die Italiener bei ihrer überstürzten Flucht zu zerstören vergassen. Wenn wir etwas zu waschen haben, gehen wir einfach dorthin, nehmen uns ein Fass und fangen an, und im Nu ist die Wäsche sauber. Wir hängen sie auf – nicht an der Siegfriedlinie – am Schwanz dieses verbeulten alten Savoia-Bombers. In weniger als zwanzig Minuten sind die Kleider trocken. Der Benzingeruch ist ein wenig scharf, aber jedenfalls sind die Sachen dann sauber und entlaust. Und noch etwas», fuhr er fort, «wenn ihr euch selber ein bisschen waschen wollt, tut's ungeniert. Der Alte ist weg und keiner der Boys wird etwas sehen oder hören oder weitererzählen.»

«Gibt's da auch was zu trinken?» erkundigte sich Vino.

«M-hm, das Lager ist überfüllt mit Weinen, Cognac und Mineralwasser. Ihr braucht nur zu wählen», war die Antwort.

Darauf wollte Woggy wissen, ob irgendetwas Wertvolles erbeutet wurde. «Nein, nicht viel, lediglich ein Haufen italienischen Papiergeldes und die Instrumente einer ganzen Blechmusik – eigentlich nichts, was der Rede wert ist.»

Wir dankten ihm noch für die Einladung und lenkten unsere Sardinienbüchse zur Erhöhung am westlichen Ende des Flugplatzes. Durch ein Seitenloch im Hügel sah man eine ganze Menge der grossen eisernen Fässer Flugzeugbenzin.

Wir fanden ein bereits angezapftes Fass, zogen uns aus und tauchten unsere schmutzigen, staubigen und schmierigen Kleider in das Benzin, so dass sie «chemisch» gewaschen wurden, wie nie zuvor. Dann hingen wir sie am improvisierten Wäscheseil, am alten italienischen Bomber, auf. Darauf legten wir uns an die Sonne, wärmten uns und warteten bis das Benzin verdampfen würde.

Unser Sonnenbad hatte vielleicht zehn Minuten gedauert, als plötzlich das Brummen mächtiger Flugzeugmotoren unser Ohr erreichte. «Es scheinen irgendwo grosse Maschinen heranzufiegen», bemerkte der Professor, «das Geräusch dieser Motoren kommt mir ganz unbekannt vor.»

Diese Erklärung traf uns wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Der Professor war doch unser Motorfachmann, der alle Flugzeugtypen am Geräusch erkannte, bevor wir sie auch nur sehen konnten.

Einige Sekunden später erblickten Vinos scharfe Augen die silbernen Vögel. «Zehn Stück», zählte er, «und sie kommen in dieser Richtung. Die werden schön nah vorbeisauen, und, der Teufel hols, ich glaube, es sind Deutsche.»

«In diesem Fall», sagte der Professor, «will ich den Geländewagen etwas aus dem Wege schieben. Hier liegt ein bisschen zu viel feuergefährliches Benzin herum – wir wollen doch nicht zu Fuss heimkehren, ich gehe nie gern zu Fuss.» Er schwang sich in den Führersitz, kuppelte ein und fuhr Hals über Kopf in die Wüste hinaus. (Wir liessen den Motor immer laufen, wenn wir uns nicht in den eigenen Linien befanden.)

Indessen hatten sich die Flugzeuge rasch genähert. Auch ich sah sie nun deutlich, ihre Absicht war unverkennbar, doch ich war

so fasziniert, dass ich nicht einmal daran dachte, Deckung zu suchen. Sie fuhren in einer Linie geradeaus, und rund um die Leitmaschine pafften kleine, weisse Wolken: unsere Flak in Tobruk versuchte wohl Schnappschüsse auf maximale Entfernung.

Plötzlich kippte die Leitmaschine seitwärts, löste sich von der Formation, beschrieb einen spiralförmigen Halbkreis und stürzte sich erdwärts gegen den Flugplatz. – Zuerst glaubte ich, sie wolle landen, aber ihre ungeheure Geschwindigkeit klärte mich über ihre Absicht sofort auf. Ungefähr hundert Meter vom Boden entfernt fing der Pilot seine Maschine ab, und gleichzeitig sah ich die Bomben aus der Lücke heruntersausen und stürzte mich, kaum eine Sekunde vor der Explosion, auf den Boden. Das Flugzeug brauste direkt über dem Platz, wo wir auf dem Bauch lagen . . . Komisch, wie einen ein tieffliegender Bomber fesseln kann; wir konnten nicht anders, als hinauf schauen, trotzdem wir tausendmal von unseren Instruktoeren belehrt worden waren, dass das am klarsten sichtbare Objekt für den Flieger, das aufwärtsgerichtete Gesicht eines Untenstehenden sei.

Ich beobachtete nun, wie die Maschine die Richtung einschlug, in welcher der Professor die Sardinenbüchse hingeführt hatte. Dann folgte das Schauspiel eines merkwürdigen Zweikampfes und zugleich eine Vorführung im Kunstfahren, wie ich sie in meinem Leben noch nie gesehen hatte. Der deutsche Pilot musste, als er über uns flog, den Entschluss gefasst haben, den Geländewagen zu beschiessen, denn seine Bordwaffen hämmerten drauflos mit dem furchterregenden, reissenden Geknatter, das nur bei den raschfliegenden Flugzeugen zu hören ist. Ich glaube,

diese Maschinengewehre feuern mit einer Geschwindigkeit von tausend Schuss in der Minute, und die «Ju 87» führt deren vier kleinkalibrige, schnellfeuernde Kanonen mit sich.

Der Professor muss gerochen haben, was ihm drohte, denn ein Bruchteil einer Sekunde, bevor die Stuka das Feuer eröffnete, drehte er den Geländewagen blitzschnell im rechten Winkel ab. Kleine Sand- und Staubwolken wirbelten auf, direkt am Platz, wo er einen Augenblick vorher gestanden hatte. Das Flugzeug riss sich hoch, kreiste und kehrte zurück, um ihm die zweite Portion zu geben.

Unterdessen hatte sich die folgende Maschine genähert und ihre Bombenlast entladen, genau wie die erste, über und rund um die Gruppe von Verwaltungsgebäuden, etwa siebenhundert Meter von uns entfernt. Dann griff sie den Geländewagen an, wie es die erste getan hatte, aber wiederum handelte es sich nur um unnütze Munitionsverschwendung. Der Professor war jetzt in seinem Element und manövrierte in einer Weise herum, wie ich es mit einem Geländewagen nie für möglich gehalten hätte: mit höchster Geschwindigkeit raste er im Zickzack herum, drehte sich plötzlich um die eigene Achse, kreiste und vollbrachte Figuren, die man geometrisch überhaupt nicht beschreiben kann. Er konnte, wie man sagt, den Wagen auf einem Geldstück wenden, indem er die eine Raupe stark bremste und die andere schnell laufen liess. Die Bomber ihrerseits brauchten nach einem misslungenen Angriff jeweils anderthalb Kilometer, bis sie sich wieder gedreht hatten und mit der zweiten Ladung zurückkamen. Doch es war ihnen unmöglich, den Anflug im richtigen Winkel zum Geländewagen

auszuführen, da dieser ständig und unberechenbar die Richtung alle paar Sekunden wechselte.

Die Windungen und Drehungen des rasenden Wagens wühlten den Sand zu Staubwolken auf. Gemischt mit dem Rauch der geplatzten Bomben und der Brände, die am andern Ende des Flugplatzes entfacht wurden, hüllten diese das ganze Feld ein, so dass die letzten zehn Minuten des Zweikampfes in einem dichten Nebel geführt wurden.

Endlich hatte das letzte Flugzeug mit dem grauenhaften, heulenden, pfeifenden, kreischenden Lärm, den die an den Flügeln und Bremsklappen befestigten Sirenen verursachen, seinen Sturzflug beendet. Jeder der zehn Bomber hatte alle seine hässlichen Künste vergeblich angewandt, um den Geländewagen samt Professor zu erledigen. Dann verschwanden sie ausser Hör- und Sehweite. Wir eilten dem Professor entgegen, der nun langsam auf uns zu steuerte. Welch ein Anblick! Sein nackter Körper (unsere Kleider hingen ja noch immer über dem alten, ausgebrannten Bomber) glänzte von Schweissbächen, welche unter der schweren Sand- und Staubschicht, die ihn bedeckte, durchsickerten. Der Motor des Geländewagens war rotglühend, denn kein Geländewagen war dazu erschaffen, eine solche Zerreißprobe zu bestehen. Trotz allem waren beide, Professor und Fahrzeug unversehrt geblieben.

Ruhig, wie immer, bat unser Akrobat um eine Zigarette, welche ihm Woggy aus seinen unerschöpflichen Vorräten reichte, während Vino seine allzeit bereite, mit Cognac gefüllte Wasserflasche hinstreckte. Wir rieben den Professor trocken, bekleideten uns, bestiegen den Wagen und fuhren zu den brennenden Gebäuden hinüber.

Da waren die Pioniere noch immer mit ihrer Bergungsarbeit beschäftigt. Keiner war verletzt worden, sie hatten alle in den tiefen, etliche Monate vorher von den Italienern gebauten Unterständen Zuflucht gefunden.

Der sorglose Junge, den wir vorher schon gesprochen hatten, grinste uns entgegen. «Jerry muss vermutet haben, wir würden diesen Landungsplatz benützen», sagte er, als wir in seiner Nähe abstiegen. Alle wollten wissen, wie wir auf den Angriff reagiert hatten, und Woggy referierte ohne weitere Anregung ungefähr fünfzehn Minuten über die Heldentaten des Professors. Unterdessen schielte ich nach Vino und bemerkte eben, wie dieser in einem der unbeschädigten Gebäude verschwand. Nach verhältnismässig kurzer Zeit tauchte er wieder auf und legte sechs grosse Flaschen in den Führersitz. – Wahrscheinlich würde nach dem Mittagessen eine kleine Feier fällig sein.

Der freche Junge lachte, dass wir, wie er es nannte, mit heruntergelassenen Hosen erwischt worden waren – ‚ganz ausgezogene Hosen‘ wäre richtiger gewesen. Die Stukas seien einen Tag zu früh gekommen, erklärte er; am nächsten Tag würde die R.A.F. den Platz übernehmen, und da wäre der Jerry wahrscheinlich auch ohne Hosen erwischt worden.

Kurz nachher nahmen wir von den Pionieren Abschied und kehrten zu unserem Stützpunkt zurück. Wir kamen gerade zum Mittagessen an.



Vino wurde nach dem Essen zum Obersten vorgeladen. Eine uralte Angelegenheit! Er war beschuldigt, unter falschen Vorspiegelungen zwölf Flaschen Lagerbier aus einer englischen Kantine in Marsa Matruh entfernt zu haben. Das Vorverhör war damals

verschoben worden, da wir gerade an jenem Tag aufgebrochen, und die Zeugen abwesend waren. Vino blieb jedoch in Anklagezustand.

Wir spielten eben «Einundzwanzig» im Schatten eines grossen Reparatur-Camions, als er zurückkehrte. Grob stiess er eine leere Fleischbüchse aus seinem Weg und knurrte, sich an niemand besonderen wendend:

«Well, der Alte ist wirklich nett. – Ich bekam fünf Tage Arrest und muss die zwölf Flaschen bar entschädigen. Die fünf Tage ohne Ausgang sind schliesslich nicht so schlimm – hier ist man so oder so eingesperrt, und was die Entschädigung anbelangt, könnt ihr drei Grazien das in Ordnung bringen, ihr habt gerade so gern vom Bier getrunken wie ich.»

Es hatte uns immer gewundert, wie Vino überhaupt zu jenen zwölf Flaschen gekommen war. Unsere Fragen darüber hatte er jeweils einfach überhört. Ich erinnere mich sehr gut an den Vorfall: Wir waren eben aus Kairo in Marsa Matruh angelangt. Es war spät am Abend, und wir waren alle müde, schmutzig und sehr, sehr durstig gewesen. Unsere Seelen hätten wir hergegeben für einen frischen Trunk.

Nach dem Abendessen hatten wir zusammen Mittel und Wege besprochen, wie man Bier oder sonst etwas Trinkbares beschaffen könnte. Die Kantine hatte sich geweigert, uns etwas zu verkaufen, da sie alles für die Leute «vorne» aufbehielt. Das Problem schien unlösbar zu sein, und wir dachten sehnsüchtig an unsere letzte Station zurück, wo wir Bier in Hülle und Fülle zur Verfügung gehabt hatten. Da war plötzlich Vino wie vom Erdboden verschwunden. Und erst eine Stunde später, als ich in meinem

sandigen Lager schon am Einschlafen war, erschien er wieder, beladen mit nicht weniger als zwölf Flaschen köstlichen Lagerbiers.

Damals haben wir uns natürlich nicht um ihre Herkunft gekümmert, sondern unverzüglich das lauwarme Getränk, so schnell wir konnten, in uns hineingegossen.

Um zwei Uhr morgens, gerade während unseres kleinen Freudenfestes, stürmten plötzlich zwei Heerespolizisten, von einem Ordonnanzoffizier und einem Kantinenbonzen begleitet, zu uns herein. «Da ist er!» rief der Wirt aus und zeigte auf Vino. Daraufhin machte sich der eine Heerespolizist an unseren leicht angeheiterten Freund heran und sprach: «Komm mit, Bürschen, wir haben ein nettes Plätzchen für dich bereit», während der andere unsere leeren Flaschen zusammensuchte. Darauf verschwanden sie mitsamt Vino, und liessen uns etwas verduzt durch den plötzlichen Vorfall zurück.

Bevor wir am nächsten Morgen auszogen, erschien Vino und warf sein Zeug in den Geländewagen; die einzige Bemerkung, die er je über den Zwischenfall machte, war, dass die Untersuchung verschoben worden sei.

Diesmal, als er zu uns zurückgekehrt war und sich zum Kartenspiel setzte, unterrichtete er uns endlich über die Sachlage dieses Falls:

Da wir alle so durstig waren, und nichts Trinkbares aufzutreiben gewesen war, hatte er beschlossen, mit List dahinterzugehen. So hatte er sich der Kantine genähert, um das Terrain auszukundschaften. Hier waren aber so viele Wachen aufgestellt, dass er die Unmöglichkeit, etwas zu klauen, bald einsah. Zum Schluss hatte er sich gedacht, dass hier einzig ein Bluff helfen könne.

Eine Gruppe ankommender eskortierter Gefangener flössten ihm dabei einen guten Gedanken ein. Er begab sich zum Kantinebonzen, erklärte, er sei ein Offiziersbursche und verlangte auf Befehl seines Kommandanten zwölf Flaschen Bier für die eben von der Front zurückgekehrte Begleitmannschaft. Um die Geschichte glaubwürdiger zu gestalten, liess er alles auf Rechnung der B-Kompagniemesse schreiben.

Nun kam aber das Verhängnis. Einige Minuten später erscheint nämlich ein wirklicher Offiziersbursche der B-Kompagnie mit dem genau gleichen Befehl. Es wurde nachgeforscht, und die Heerespolizei kam der Sache auf die Spur. Als sie dann unsere fröhlichen Stimmungslieder hörten, waren sie herübergekommen, um zu schauen, was los war.

Doch es hätte schlimmer gehen können. Vino wurde eine Nacht in den «Vogelkäfig» gesteckt, was ihm gar nichts schadete, und als er endlich verurteilt wurde, war genügend Gras über die Affäre gewachsen. So kam er glimpflich davon. Die Hauptsache war ja, dass die Polizei erst auf der Bildfläche erschien, als wir das Bier schon ausgetrunken hatten.

## Sechstes Kapitel

Am siebenundzwanzigsten Januar wurde unsere Schwadron nach Westen kommandiert, um eine italienische Nachschubkolonne abzufangen, irgendwo zwischen Barce und Mehliä.

Hauptmann Bell sass an seinem mit Landkarten überhäuftem Tisch. Er erklärte uns, dass unsere Aufklärungsflieger einen aus

hundert Fahrzeugen bestehenden Geleitzug entdeckt hatten und zeigte uns genau die einzuschlagende Route. Während der nächsten Viertelstunde vertieften wir uns in die Karten und machten Notizen. Bereits zwanzig Minuten später waren wir unter der Führung des Hauptmanns unterwegs.

Wir folgten nicht den Strassen, sondern fuhren mit der Formation querfeldein, zuerst südwärts, dann westwärts, immer tiefer in die Wüste hinaus.

Stunde um Stunde krochen wir dahin, vor uns die eintönigen Sanddünen, die sich ewig gleich bis zum Horizont und von dort in die Endlosigkeit ausdehnten. Gegen vier Uhr nachmittags veränderte sich allmählich die Gegend, und aus den Umrissen auf der Landkarte konnte ich erkennen, dass wir uns unserem Ziel näherten. Niemand, nicht einmal ein Araber, war uns auf dem ganzen Weg begegnet.

Mein Geländewagen fuhr an der Flanke der Formation. Wir waren eben im Begriff, einige Sanddünen zu passieren, als plötzlich etwas geschah, was wohl geschehen musste.

Auf einmal und ganz unverhofft tauchte einer jener italienischen Zweiplätzer-Tanks, die Fiat herausgebracht hat, auf. Die Italiener verwendeten diese kleinen Tanks als Späher. Er kam über den Hügel in etwa dreihundert Meter Entfernung in Sicht und griff uns unverzüglich an. Diese Fahrzeuge sind schnell, aber zu leicht gepanzert und ungenügend bewaffnet; ihre Panzerung leistet nur den gewöhnlichen Maschinengewehren oder dem Gewehrfeuer Widerstand, doch ein schweres Maschinengewehr mit Panzerkugeln kann sie in kürzester Zeit durchlöchern.

Woggy feuerte zweimal rasch nacheinander mit der Antitank-Büchse, und noch bevor der Knall der Schüsse verhallte, hielt der Tank ruckartig an und fing Feuer. Der Deckel wurde klirrend hochgerissen, und einer der Insassen sprang heraus, torkelte einige Schritte vorwärts, brach dann zusammen und fiel hin. Der andere, eine von Kopf bis Fuss lodernde Gestalt, versuchte aus dem lichterloh brennenden Tank zu klettern. Offensichtlich war er mit dem Benzin der zersprungenen Tanks bespritzt. Das Geheul dieses im Todeskampf stehenden Menschen war grauenhaft und erschütternd. Er rannte etwa zwanzig Schritte vorwärts und stürzte sich dann windend und krümmend in den Sand.

Fast im selben Moment langten wir bei ihm an. Sozusagen brannte jeder Zoll Haar und Haut von ihm. Wir konnten nichts mehr für ihn tun; sein Körper hob sich und zuckte in der furchtbaren Qual. Ich deutete Vino an, ihn mit einer Kugel ganz zu töten. Vino schüttelte den Kopf. Er konnte nicht sprechen, sein Gesicht war kreideweiss. So zog ich meine Pistole hervor und erschoss ihn selber. In diesem Augenblick kam der Geländewagen des Leutnant «Bohnenstange» Smith (ein Meter siebenundneunzig hoch) zu uns zurück. Er hatte sich zum Dünenkamm begeben, wo der italienische Tank aufgetaucht war. Ohne ein Wort zu sprechen, gab er mir mit zitternder Hand das Zeichen, aufzubrechen.

Wir stiegen wiederum ein und folgten unserer Route. Wir hatten keine Zeit, herauszufinden, woher der Tank gekommen war. Vino und Woggy vermieden es beide, meinem Blick zu begegnen. Doch ich konnte beinahe hören, was in ihren Köpfen vorging. Völlig kaltblütig hatte ich den Mann getötet!

Etwas später am Abend wandte ich mich mit der Bitte an sie: «Wenn mit mir einmal etwas Ähnliches geschehen sollte, dann seid ebenso barmherzig und gebt mir sofort den Gnadenstoss ...»



Um halb sechs Uhr lagen wir an jenem Abend bei einbrechender Dunkelheit im Hinterhalt. Gerade vor uns zwängte sich die Strasse in Windungen in ein Tal.

Von unserer Stellung aus konnte ich eine Kurve überblicken, welche in eine gerade Strecke auslief.

Wir hatten die Strasse bereits mit den tödlichen «Nummer vier» Landminen belegt und nachher sorgfältig Wolldecken über unsere Spuren gezogen, um sie zu verwischen. Schon konnten wir das Dröhnen des feindlichen Gleitzuges hören – die Italiener benutzten eine Menge Dieselskamions . . . Bald waren die beiden führenden kleinen Tanks in Sicht. Die Italiener haben es nie gelernt, in ausgerichteter Formation vorzugehen; ihre Nachschubwagen fuhren beinahe übereinander. Nach den beiden Tanks folgte ein Geschützwagen – ein gefährliches Ding, mit einer siebenunddreissig Millimeter schnellfeuernden Kanone. Im bereits sichtbaren Teil des Geleitzuges zählte ich schon vier solcher.

Die Spähtanks sind beinahe auf dem Minenfeld angelangt, doch im letzten Moment entdeckt der linkerhand fahrende irgendetwas und biegt auf die Seite ab, um zurückzukehren. Da bricht plötzlich eine Explosion los, die den Tank fast entzwei reisst. Vino und Woggy beginnen zu schiessen. Die Italiener springen von ihren Wagen herunter und stieben auseinander. Ein Benzin-

wagen fängt Feuer und brennt zusammen mit vier Tanks ab. Dann treten die feindlichen Geschütze in Aktion, und die Lage beginnt ungemütlich zu werden. Drinnen im Tal ertönt das Schiessen in immer schnellerem Tempo; unsere Burschen haben es offenbar streng. Dazwischen hört man auch schwerere Schüsse.

Plötzlich geht ein Leuchtsignal auf. Es ist das Zeichen, uns zurückzuziehen. Warum weiss ich nicht. Doch habe ich das Gefühl, dass wir in ein Wespennest gestochen haben.

Kaum haben wir unsere Stellung aufgegeben, sausen vier siebenunddreissig Millimeter-Granaten an. Woggy erhält einen Splitter in den Nacken; zum Glück ist es nicht so schlimm. Bevor unser Geländewagen hinter dem nächsten Sandkamm verschwindet, sehe ich unsere Kameraden und hinter ihnen, direkt auf ihren Fersen, Herrgott, fast ebenso schnelle M. 13-Tanks, je mit einem 40 mm Tankgeschütz bewaffnet. Wir sind hier schwer im Nachteil. Ich rufe dem Professor zu, Vollgas zu geben, da es uns sonst verdammt schlimm ergehen könnte. Wir werden jedoch nicht mehr lange verfolgt und entwischen in der zunehmenden Dunkelheit.

Nachher besuchte uns Hauptmann Bell und gab uns die Richtung an, in der wir weiterzuziehen hatten. Er brachte uns zugleich die Nachricht über den Fall von Derna, die er am Radio gehört hatte. Linser Misserfolg und der Verlust von zwei Geländewagen hatten ihn offensichtlich verstimmt.

Später, so wollte es das Schicksal, traf ich die übriggebliebenen Mannschaften in einem Gefangenenlager in Italien und erfuhr durch sie das Ende der Geschichte.

Die Italiener hatten ausser einer Anzahl leichter Tanks sechs schwere Panzer am Ende des Geleitzuges mit sich geführt. Nach der Sprengung des Spähtanks und dem ersten überraschenden Feuer unserer Geschütze hatten sie sich sogleich auf beide Seiten des Tales verteilt und waren so hinter unsere Geländewagen am vorderen Talende angelangt. Diese Geländewagen wurden von den schwereren Kanonen des Gegners sofort erledigt. Im einen wurden drei Mann getötet, im andern zwei, und nur die Raschheit, womit ‚Bim-Bam‘ (Hauptmann Bell) die Situation erfasst und den Rückzug befohlen hatte, rettete uns die Haut. Wir hatten uns nicht schlecht gehalten: zwanzig feindliche Transportwagen wurden von uns zerstört, vierzig Mann getötet und ungefähr hundert verletzt. Dazu war der Geleitzug gezwungen worden, anstatt den Nachschub weiterzuführen, nach Benghasi zurückzukehren. Unsere eigenen Verluste betragen neun Gefallene, drei Gefangene und elf Verwundete, darunter Woggy, dessen Wunde ambulant behandelt und geheilt werden konnte. Wir brachten den Verwundeten die erste Hilfe und sandten sie auf einem Ambulanzwagen ins Spital.

Auf unserer Rückkehr benützten wir nicht mehr dieselbe Route, auf der wir gekommen waren. Fast auf direktem Weg führen wir zurück und stiessen beim Überqueren einer Landstrasse auf unsere alten Freunde, die Husaren, welche wir beinahe als Feinde angegriffen hätten. Auf ihr Erkennungssignal hin besuchten wir dann ihr Lager. Sie erzählten uns von der Einnahme von Derna und Fort Mechili. Nun befanden sie sich unterwegs, die Strasse zwischen Barce und Benghasi zu durchschneiden. Natürlich berichteten auch wir ihnen von unseren Heldentaten. Ich wünschte, dass wir mehr solcher Boys unter uns gehabt hätten.

Sie besaßen nur alte, ausgeleierte Tanks, doch waren diese schon bei Bardia ausgeleiert gewesen und hatten trotzdem gesiegt und seither einen langen Weg zurückgelegt.

### Siebentes Kapitel

Es war elf Uhr, eine sternklare Nacht. Drüben im Norden suchten die Scheinwerfer den Himmel nach feindlichen Fliegern ab. Dort lag wohl Derna; Tobruk konnte es nicht sein – das lag viel weiter östlich. Ich sah die Umrisse unserer alten Geländewagen. Nur das Geräusch der Motoren und das Rattern der Raupen war zu hören – kein Laut sonst in der Stille.

Da plötzlich birst der Boden unter uns auseinander. Ein grelles Licht blendet meine Augen und sengt mein Gehirn. Dann falle ich immer tiefer, immer tiefer . . . Die Erde dreht sich, und ich fühle einen dumpfen Schlag. Ich rolle – und bleibe hilflos liegen. Stimmen und unterdrücktes Fluchen ertönen. Ich versuche zu rufen, doch kein Laut kommt aus meiner Kehle. Ich versuche mich zu bewegen, es geht nicht. Endlich kann ich etwas erkennen: jemand wird aus dem zertrümmerten Geländewagen gehoben.

Dann höre ich Woggys Stimme – so ist der jedenfalls unverehrt. «Zünde ein Licht an und suche Mac», höre ich jemanden sagen. Ein Streichholz wird angezündet, dann ein zweites, und endlich beugt sich eine Gestalt über mich. Es ist Woggy. In meinem Kopf knackt irgendetwas.

«Hilf mir aufstehen, Woggy, alter Freund», flüstere ich. «Was

ist denn eigentlich geschehen?» ruft Leutnant Smith. Er übernimmt jetzt den Befehl.

«Macht Licht und steht alle still, wir sind auf ein Minenfeld geraten.»

Ein halbes Dutzend Fackeln flammen auf, und die übrigen Geländewagen fahren auf den Spuren, die sie gekommen waren, zurück. Bald werden die Minen aufgelesen, um wieder freie Bahn zu schaffen, und die ganze Schwadron durchquert das Minenfeld. Der Professor und Vino werden mitgenommen. Hauptmann Bell erklärt, der Ambulanzwagen werde sie nach Derna befördern. Er hatte bereits danach gefunkt, und innert einer Stunde sollte er da sein.

Ich schaute nach dem Professor, dem man eben das Blut gestillt hatte. Trotzdem er heftig leiden musste, blieb er ruhig und benahm sich mannhaft, wie es eben seine Art war. Vino, stellte ich fest, war nicht ernstlich verletzt. Da tönte es plötzlich in meinen Ohren wie brausendes Wasser, das Blut pochte in meinen Schläfen – dann wurde alles um mich schwarz.

Als ich erwachte, befand ich mich im Arztzelt. Ich erkannte es am Geruch, denn sehen konnte ich nichts.

«Bin also erblindet», war mein erster Gedanke.

Später versuchte ich mit den Händen meine Augen abzutasten und bemerkte, dass Augen und Kopf verbunden waren. Da ertönte Woggys vertraute Stimme: «Wach auf, alter Kämpfer, und lass deine Verbände in Ruhe, du hast eine kleine Hirnerschütterung.»

«Und du?» fragte ich.

«Nur da und dort einige Splitter. Der Arzt sagt, in einer Woche werde alles wieder in Ordnung sein.»

«Und der Professor?» fragte ich zaghaft.

«Schlimm. Beide Beine amputiert, doch wahrscheinlich kann er am Leben bleiben.»

Mein Gott, fuhr es mir durch den Kopf, besser tot als verkrüppelt!

«Mit Vino steht es ungefähr wie mit mir», bemerkte Woggy, «nur erhielt ich die Splitter mitten in meine sympathische Fratze, in den Arm und in die Schulter, während sie Vino in die Beine und den Hintern traf. Er fühlt sich ein bisschen gekränkt, wenn man sich anzüglich nach seinem ‚allerwertesten‘ Befinden erkundigt.»

«Du scheinst gut unterrichtet zu sein», gab ich zurück.

«Ja, ich liege schon zwei volle Tage hier und sehne mich nach anständigem Essen, aber alles, was ich bekomme, ist Milch und Mus und anderes klebriges Zeug. Wie zum Teufel soll ein Mann mit Kleisterbrei gesund werden können?»

«Dann bin ich also seit zwei Tagen bewusstlos?»

«Drei», verbesserte Woggy. «Der Arzt sagt, dass wir dich ruhig wieder in den Sand hätten zurückpflanzen können, wenn du nicht einen so eisenharten Schädel hättest. Das Ding, das deine Beule getroffen hat, muss durch den Anprall pulverisiert worden sein. – Die andern, die im Scharmützel verwundet wurden, sind auch alle hier, mit Ausnahme zweier, die gestern gestorben sind. Die Italiener, die gemeinen Kerle, hatten Explosivkörper verwendet.»

«Weisst du, was eigentlich geschehen ist?» fragte ich.

«Nicht in Einzelheiten. Tatsache ist, dass wir auf ein Minenfeld gestossen sind. Die alte Sardinienbüchse flog in Fetzen in der

ganzen Wüste herum. Die Hauptexplosion war direkt unter uns, darum verliert der Professor nun seine beiden Beine.»

Während der folgenden Tage genasen Woggy, Vino und ich rasch. Der Professor wurde ins Hauptspital gebracht, sobald er sich bewegen konnte. Er war fröhlich gelaunt und versicherte: «Ich werde denen in Australien drüben schon erzählen, wie es euch geht.»

Doch schweren Herzens starteten wir auf die Bahrenträger, die ihn davontrogen. Der Erste unserer vier . . . Wer von uns kommt jetzt an die Reihe?



Eine Woche später wurden wir nach Barce in ein Genesungslager gebracht. Die Stadt lag seit dem Fall von Benghasi in unseren Händen. Hier sollten wir einige Tage verbringen, bevor wir uns zur Einheit meldeten.

Während dieser Zeit benutzten Woggy, Vino und ich die Gelegenheit, Mussolinis Kolonisationswerk zu bewundern. Wir waren wirklich erstaunt über die gewaltige Arbeit, die hier verrichtet oder in Angriff genommen worden war.

Die Ebenen um Barce sind von der hohen Wüstenabdachung eingerahmt. Die Erde ist beinahe blutrot, und nur der Mangel an Regen verhindert üppige Fruchtbarkeit. Die Italiener hatten ein gewaltiges Werk unternommen, dieses Gebiet zu bewässern. Sie hatten ein sorgfältig ausgearbeitetes Röhrenleitungssystem gelegt und wo das Wasser hinkam, blühte die Öde buchstäblich auf.

Während des italienischen Rückzugs hatten keine nennenswerten Kämpfe in der Nähe dieses fruchtbaren Fleckens mitten in der eintönigen Wüste stattgefunden. Ausser der Zerstörung von Brücken und einigen Strassen war das Gebiet dem Sturm des

Krieges entgangen. Wenn man die herrlichen, frischen Getreidefelder überblickte, wo die Halme um diese Zeit sieben bis zehn Zentimeter hoch standen, musste man sich fragen, ob man wirklich in Kriegszeiten lebte, denn sogar das Wassersystem war intakt geblieben. Hier, bloss hundert Kilometer hinter der Front, herrschte ausser gelegentlichen Luftangriffen auf unsere Munitions- und Lebensmittellager oder auf die schmalspurige Eisenbahn, die wir zwischen Barce und Benghasi benützten, absoluter Frieden.

An unserm letzten Tag in Barce wurde ich das Opfer einer merkwürdigen optischen Täuschung. Wir genossen einige freie Stunden und streiften gedankenlos in der Nähe der Eisenbahnlinie umher, als die Fliegeralarmsirenen von der kleinen Stadt herübertönten. Bald erkannten wir den ersten Flieger, der offensichtlich den winzigen Bahnhof zerstören wollte. Um ausser Gefahr zu kommen, beschlossen wir, eines der vielen Schützenlöcher in der Umgebung als Zuflucht zu benützen. Etwa zwanzig Meter von einander entfernt sprangen wir je in eines dieser metertiefen Löcher. Aufrechtstehend beobachteten wir unsere Fliegerabwehr, welche die zum Angriff herabstossenden Stukas beschoss. Nachdem die neun schwarzen Teufel ihre Last abgeworfen hatten, sausten sie tief herunter und begannen mit ihren Bordwaffen mehr oder weniger ziellos zu schiessen.

Der eine Bomber flog der parallel zur Bahnlinie laufenden Strasse entlang direkt auf uns zu. Wo seine Kugeln einschlugen, schossen Sandkörnchen und Kies wie umgekehrte Regentropfen aus dem Boden. Warum er es ausgerechnet auf dieses Stück der Strasse abgesehen hatte, war mir ein Rätsel, denn es war kein

Fahrzeug in Sicht, und ich glaubte, er könne unsere in die Gräben geduckte Gestalten unmöglich erkennen.

Im Augenblick, bevor der Flieger mir gegenüber war, schaute ich in Woggys Richtung. Er stand aufrecht in seinem Graben, Kopf und Brust völlig sichtbar, und die Leuchtpurgeschosse durchbohrten seinen Brustkasten und schossen hinten wieder heraus. Doch er fiel nicht um, sondern blieb senkrecht stehen und starrte auf mich.

Die Stuka raste vorüber und kreiste hinter mir weg. Ich sprang aus meinem Schlupfloch und rannte auf Woggy zu. Aber auf halbem Weg schritt mir dieser entgegen und starrte mich an, als wäre ich ein Gespenst.

«Bist du verwundet?» fragte ich.

«Nein», entgegnete er, «und du?»

«Blödsinn», gab ich zurück.

«Aber», stotterte er, «ich habe doch gesehen, wie dich die Kugeln durchbohrten ...»

Er hatte also genau dieselbe optische Täuschung erlebt wie ich. Schade, dass der Professor nicht mit uns war, wir hätten ihm ein nettes, kleines Problem auf optischem Gebiet aufzischen können.



Am einundzwanzigsten März kehrten wir zu unserer Einheit zurück. Inzwischen hatten unsere Truppen Agedabias genommen und rückten nun gegen die Sümpfe bei Fort Aghelia und Marsa Brega vor. Unsere Einheit stand jetzt in Beedefoam, wo unsere alten Freunde, die Husaren, mit ihren sechs ehrwürdigen Kreuzertanks zweihundertfünfzig italienische Tanks angetroffen und alle vernichtet hatten. Eines Tages wird die Episode in irgendeinem Geschichtsbuch erzählt werden: Das war vielleicht die

grösste, die unglaublichste Einzelleistung des ganzen Krieges. Sämtliche italienische Tanks wurden abgeschossen! Und es wird irgendwo in den amtlichen Akten geschrieben stehen, dass in diesem Kampf ein einzelner britischer Tank mit elf Schüssen elf italienische Tanks vernichtet hat! Glänzende Schützen waren diese Husaren! Vino lief beim Gedanken daran das Wasser im Munde zusammen, er nahm einen langen Schluck aus seiner unerschöpflichen Wasserflasche, die wie gewöhnlich Cognac enthielt.

Wir besaßen nun keinen eigenen Geländewagen mehr, da wir so viele verloren hatten. Ein Ersatz schien unmöglich zu sein. Unser neuer Fahrer war ein junger Mann namens Eccles, welchen Vino prompt «Daggs» titulierte. Und bei «Daggs» blieb es auch. Wir kannten unsere Schwadron kaum mehr. Da war ein neuer Major, denn unser Alter war durch eine Stukabombe in unserm Hauptquartier getötet worden; Leutnant Bohnenstange, der jetzt irgendwo in der Wüste ruhte, war während einer Patrouille weggeschossen worden; die Mücke, von einem niedrig fliegenden Bomber getroffen, lag um einen Arm leichter im Spital; so vermissten wir eine ganze Anzahl alter, vertrauter Gesichter.

Hauptmann Bell, oder «Bim-Bam», wie wir ihn nannten, zeigte uns unser neues «Ross», einen erbeuteten italienischen Lancia-Camion, mit einer besonderen 37 mm schnellfeuernden Fliegerabwehrkanone. Eine ideale Waffe für unsere Aufgabe. Vino genoss das Geschütz, wie eine Ente das Wasser, und bald lernten wir die Geschosstypen kennen: weisse Spitze, Panzerkugeln; rote Spitze, Explosivkörper; grüne Spitze, Fliegerabwehr; blaue Spitze, Brandgeschoss.

In den nächsten Tagen übten wir uns tüchtig in der Schiesskunst und vervollkommneten unsere Ausrüstung mit einem 0,5 mm schweren Maschinengewehr Fiat und einer leichten Breda, da wir haufenweise erbeutete Munition zur Verfügung hatten.

Zu jener Zeit fand übrigens auch die «grosse Beschörung» statt. Während fast fünf Monaten hatte ich nun meinen Bart und meine langen Haare herumgetragen. Eines Tages stiess ich auf einen Tommy, der mit einer Tondeuse bewaffnet, den Kopf eines Kameraden bearbeitete. Ich verlangte, ebenfalls geschoren zu werden. Der tüchtige Tommy liess sich nicht zweimal bitten! Er scherte nicht nur mein Haar und Bart ab, sondern zauberte Wasser und Seife und sogar eine Rasierklinge herbei, sodass ich mit völlig unbehaartem Kopf in unser Lager zurückkehrte. Von den Kameraden wurde ich sehr bewundert und sogar ein wenig beneidet. Obschon viele zunächst taten, als ob es unter ihrer Würde wäre, war innert wenigen Tagen in der ganzen Schwadron kein Härchen vom Kragen aufwärts mehr sichtbar. Alle hatten den Weg zum Haarkünstler gefunden. Da dieser zwei Schillinge pro Mann verlangte, muss er geradezu ein Vermögen verdient haben!

Zwar wurden wir jetzt besser mit Wasser versorgt, dennoch fiel es uns leichter, unsere Kleider «chemisch» zu reinigen, denn für jeden Liter Wasser, der uns zur Verfügung stand, hatten wir ja zweitausend Liter Benzin. Wir waren fortwährend den Fliegerangriffen der deutschen Luftwaffe ausgesetzt, doch unsere Einheiten waren so gut zerstreut, dass wir immer nur oberflächliche Schäden und wenig Verluste erlitten.

Am 27. März wurden alle Geländewagen zur Neueinteilung nach Tobruk befördert. Die italienischen Wagen sollten zurückbleiben, es verbreitete sich jedoch das Gerücht, dass wir durch ein neues Tommy-Kavallerie-Regiment abgelöst würden und uns eine Weile in Kairo aufhalten dürften. Das beschäftigte nun Woggy ungeheuer. Er rechnete seinen Sold für die vergangenen fünf Monate aus und wieviel er auf seinen Streifzügen werde ausgeben können. Auf dem Papier waren wir alle gut bei Kasse, mit unserer fünfmonatigen Löhnung in Aussicht ...

In den letzten Wochen wurden beständig Truppen von der Front zurückgezogen, und wir wussten, dass sie nun nur von wenigen Leuten gehalten wurde, sodass wir die Mannschaften, die uns ablösen sollten, keineswegs beneideten.

Das Gerücht erwies sich indessen als falsch. Nachdem am Morgen die Geländewagen nach Tobruk losfuhren, wurden wir, unter dem Kommando des neuen Offiziers, Leutnant Guest, einer Tommy-Stellung in Marsa Brega zugeteilt. Wir trafen sie in einem ziemlich nervösen Zustand, was auch begreiflich war, da die Stellungen in dieser Gegend überaus schwach bemannt waren. Die Rationen waren ebenfalls klein, denn die Jerry-Bomber hatten es auf den Rationennachschub nach der Front abgesehen, sodass derselbe nur nachts durchgeführt werden konnte. Dazu hatten unsere Patrouillen starke Truppenbewegungen bemerkt, und es war bekannt, dass irgendwo vor uns zwei deutsche Panzerdivisionen standen, denen wir mit unseren wenigen italienischen Tanks und uns selber entgegentreten sollten. – Während der nächsten Tage wuchs die Spannung in unseren Reihen, und zwei wei-

tere australische Bataillone setzten sich nach Osten in Bewegung. In der Nacht des 30. wurden wir zu einer Besprechung zusammengerufen; da erfuhr ich, dass uns eine harte Prüfungszeit bevorstand.

## Achtes Kapitel

Wir verfügten nun über ein Infanteriebataillon, einige Kanonen, eine Kompanie Maschinengewehrschützen, ungefähr dreissig Panzerwagen (wobei die erbeuteten italienischen Tanks mitgezählt sind) und natürlich über Schutzwaffen, das heisst, Anti-tank- und Flakgeschütze, doch alles nur leichte, mobile Modelle.

Am 31. März, kurz vor Einbruch der Nacht, begannen die Deutschen mit einem Fliegerangriff, und darauf setzte die Artillerie ein; um acht Uhr stiessen ihre Tanks quer durch die Salzsümpfe vor, welche wir für unpassierbar gehalten hatten – und was für Ügheuer waren diese Tanks «Mark IV», mit einer auf montierten 75-mm-Kanone! Wir hatten nichts Ebenbürtiges. Einzig unsere Matildas, die jedoch nicht weiter als Tobruk gekommen und sich dort in Bezug auf Feuerentfernung schon als im Nachteil gegenüber den «Mark IV» erwiesen hatten.

Schnell machte sich unsere Artillerie daran, dieser herannahenden Gefahr zu begegnen, und wir sahen einige prachtvolle Abschüsse. Dumm, dass wir nicht mehr Geschütze bei uns hatten, da wären die Dinge vielleicht etwas anders ausgefallen. Inzwischen halfen wir, die deutsche Infanterie, die zweimal in unsere Linien

einzudringen versuchte, zurückzustossen. Da war Vino mit der 37-mm-Kanone ganz in seinem Element.

Als sich der Kampf entwickelte, merkte ich, dass wir von den stark überlegenen deutschen Streitkräften, die auf uns eindrangten, eingeschlossen wurden. Entschlossen führten wir den Kampf gegen die leichten Panzerwagen und die deutsche Abart unserer Geländewagen, doch mehr und mehr zerfielen unsere Kräfte. Hier ging ein Wagen in Flammen auf, dort wurde ein anderer entzweitgesprengt. Auf einmal hatten die deutschen Tanks den Sumpf überquert und bedrohten uns von hinten her. Das Signal zum Rückzug wurde gegeben, und wir fielen nach Agedabia zurück, wo wir uns, obwohl wir völlig erschöpft waren, sofort eingraben mussten, um vor Tagesanbruch (1. April) eine feste Front zu bilden. Wir boten am Morgen einen trostlosen Anblick: unsere Streitkräfte hatten sich um die Hälfte verringert.

Warum die Deutschen ihren Erfolg vom Vorabend nicht sogleich ausnützten, ist mir unbekannt. Sie ahnten wohl nicht, dass ihr Gegner so kläglich schwach war! Später erfuhr ich, dass sie sich mit der Absicht zurückhielten, eine Einkreisungsbewegung durchzuführen. Unser Befehl lautete, so lange zu kämpfen als wir vermochten und uns dann südwärts in die Wüste nach M'sus einer direkt südlich von Benghasi liegenden Oase, zurückzuziehen, wo wir von einer Panzerbrigade aufgenommen würden. Wir hörten ebenfalls von erstklassigen Verteidigungswerken, die an den Höhen von Benghasi konstruiert worden seien. Damals glaubten wir ja alles.

Am Morgen des 1. April hielt uns die deutsche Luftwaffe, wie es der Tag gebot, zum Narren. Als sie ihren Bombenregen auf uns herabliess, mussten wir ausweichen.

Wir duckten und verkrochen uns, denn wir hatten nur unsere schwachen Bodenkkräfte, um sie abzuhalten. Wir erlitten zahlreiche Verluste und hatten nicht genügend Ambulanzwagen, um die Verwundeten wegzuführen, sodass zunächst nur die schlimmsten Fälle berücksichtigt werden konnten. Zum Glück besaßen wir eine gut ausgerüstete Feldambulanz, und später wurden uns mehr Wagen zur Verfügung gestellt, um die übrigen Verwundeten zu transportieren.

Nach der Bombardierung kam Woggy, aussergewöhnlich vergnügt, zu meiner Fuchshöhle. Er hielt unsere arge Lage als unwichtig und fuhr fort, zu erzählen, was er tun würde, wenn er Urlaub bekäme. Er kenne eine niedliche kleine Blonde in Alexandria. Dieser habe er einmal vor Beginn der Offensive zwei Pfund bezahlt für eine vergnügte Nacht. Er habe sich aber vorzeitig besoffen und die Nacht im Loch verbracht, dank der Militärpolizei, die kein Einsehen gehabt habe! Er sei immer noch darauf bedacht, bei der ersten Gelegenheit den Gegenwert einzuziehen.

Darauf gesellten sich die andern beiden Mitglieder unserer Mannschaft zu uns, und während über dem Schlachtfeld Ruhe herrschte, erzählten Woggy, Vinos und Dagsgs Erlebnisse aus ihrer dubiosen Vergangenheit. Die Fröhlichkeit unserer kleinen Versammlung, die durch Vinos kostbaren Weinvorrat noch erhöht wurde, ist etwas, das mir immer im Gedächtnis bleiben wird. Es war unmöglich, lartge in der Gesellschaft dieser prachtvollen Kameraden zu sein, ohne von ihrer sprühenden Heiterkeit mitgerissen zu werden.

Um vier Uhr nachmittags kamen die Deutschen geradenwegs die Strasse herunter, wie bei einem Défilé-Kunststück! Es waren

ja weder Taktik noch besondere Manöver notwendig, um unsere armselige Stellung zu liquidieren. Schnurstracks kamen sie auf uns zu, die Dampfwalze rollte weiter, wir wurden beiseite gefegt, zerstreuten uns, und es entstand nur stellenweise ein erbittertes Ringen, das eher einer Rauferei als einem Zusammenstoß von Truppen glich. Da und dort balgten sich kleine zerstreute Einzelgruppen; Wolken von Staub und Rauch wirbelten auf! die Geschütze donnerten und die Maschinengewehre ratterten. Es war schwer, den Freund vom Feinde zu unterscheiden.

Eine freche Geländewagenmannschaft stellte sich direkt vor meiner Gruppe auf. Mit einer Salve von seiner Breda zwang sie Woggy, in Bodendeckung zu gehen, während Vino das Magazin der siebenunddreißig Millimeter auf sie leerschoss. Aus jener Richtung ertönte kein Laut mehr. Rasch führten wir unsern Wagen ausser Schussweite und vereinigten uns mit einigen andern zu einem weiteren Ansturm. Doch alles blieb zwecklos. Der Kampf war schon entschieden.

Nun beschloss der einzige überlebende Offizier, ein Engländer, einen Ausbruch nach M'sus zu versuchen. Verfolgt von leichten Panzerwagen, welche jedoch immer schön ausser Schussweite blieben, fuhren wir davon; erst gegen Nacht gelang es uns, die Verfolger los zu werden. Etwas später errichteten wir unser Feldlager und nahmen von dem, was übriggeblieben war, ein Inventar auf. Welch armseliges Häufchen: zehn Fahrzeuge, alles in allem, nämlich drei italienische Tanks, vier von unsern bewaffneten Geländewagen und drei gewöhnliche Nachschubcamions mit einiger Infanterie beladen. Kraftstoff und Wasser bildeten jetzt unsere Hauptsorge. Wir wussten, dass wir in M'sus

Nachschub erhalten würden, und beschlossen darum, in einer Stunde weiterzuziehen. So wollten wir bei Morgendämmerung an unserm Ziel sein.

Der Morgen begann schon zu erwachen, als ein linksseitiger Radreifen platzte. Während Dags nach den nötigen Werkzeugen kramte, schauten wir dem kleinen Trüppchen, das vorausging, nach. Wir trugen vier Reserveräder mit uns, doch wir ärgerten uns grün und gelb, als wir feststellten, dass alle vier von Maschinengewehrkugeln durchsiebt waren. Woggy erleichte – diese Räder befanden sich ja unmittelbar hinter seinem Sitz auf dem Wagen. Wenn sie nicht dagewesen wären, hätten ihn einige dieser Kugeln im Rücken erwischt. Nun blieb nichts anderes übrig, als den geplatzten Pneu zu flicken.

Während diese Arbeit verrichtet wurde, überblickte ich den Bestand unserer Ausrüstung. Wir besaßen ein volles Fass Dieselloil und fast vierzig Liter im Tank, ausserdem genügend Esswaren für fünf Tage (das heisst natürlich Rindfleisch und Zwieback). Doch unsere Wasserbehälter waren beinahe leer. Die mussten bei der nächsten Gelegenheit wieder auf gefüllt werden. Wir hatten immer noch eine grosse Menge Maschinengewehr-Munition, jedoch bloss zwölf Ladungen für die siebenunddreissig Millimeter-Kanone.

Diese Verzögerung wurde tatsächlich unsere Rettung. Gerade als der Pneu wieder geflickt war, ertönten von vorne her Schüsse. Rasch montierten wir unser Rad und pumpten abwechselungsweise kräftig drauflos, um den Reifen zu füllen. Das Geschützfeuer wurde heftiger – dann erstarb es plötzlich. Vor uns stieg in der Ferne eine Staubwolke auf, jemand musste wie verrückt durch die Einöde rasen. Nach einigen Minuten erkannten wir, dass eines

von den eigenen Fahrzeugen auf uns zusteuerte. Es wurde von einem wildblickenden, zerzausten Tommy gelenkt, und ungefähr ein Dutzend durcheinander gerüttelte Infanteristen klammerten sich an den Rücken dieses fahrenden, donnernden Teufels, dem sie wohl ihr Schicksal anvertraut hatten. Er hielt mit einem herrlichen, gleitenden Ruck an, Staub in alle Richtungen schleudernd.

«Was ist los?» fragten wir alle im Chor.

«Dieses verdammte M'sus ist eine Falle. Der Jerry ist bereits dort und hat unseren Leuten die Hölle heiss gemacht. Ich war am Ende der Kolonne und konnte ausweichen und davonjagen. Ich glaube, die ganze Truppe ist aufgerieben worden.»

«Wie weit von hier?» fragte ich.

«Ungefähr acht Kilometer. Ich sah, wie mir zwei ihrer schnellen Raupenwagen nachjagten. Jetzt heisst es Vollgas geben und keine Zeit verlieren!»

«Nur ruhig! So über Land sausen wie du, ist Selbstmord, guter Mann. Ich glaube, es ist besser, wir versuchen nach Mechili zu kommen; es ist allerdings möglich, dass der Jerry auch schon dort ist. Los, wir versuchen es zuerst mit Barce, und haltet Ausschau nach Staubwolken, besonders hinter uns, wo Raupenwagen auftauchen könnten.»

## Neuntes Kapitel

Unsere Fahrt durch die Einöde dauerte stundenlang, ohne dass wir aufgehalten wurden. Gegen Mittag hielten wir an und zogen etwa die Hälfte des Kühlwassers ab, um es abkühlen zu lassen. Wir hatten einen furchtbaren Durst und nichts als dieses

rostige Wasser zu trinken. Die Infanterie-Burschen besaßen auch nichts zu essen, und so teilten wir unsere magere Ration mit ihnen.

Vino hatte sich im Schatten des Geländewagens hingestreckt und blinzelte durstig auf die Büchsen, welche das Wasser enthielten. (Ich hatte jeden davor gewarnt, das Wasser heiss oder auch nur warm zu trinken, denn es würde nur noch mehr Durst verursachen.)

«Ich glaube, ich werde Abstinenz», knurrte Vino. «Wenn ich heimkomme, will ich irgendwo leben, wo es immer viel Regen gibt und grünes Gras, und im Hof hinter dem Haus sollte ein Wasserfall sein.»

Plötzlich richtete er sich auf, starrte nach Westen.

«Den Feldstecher her, Mac, ich glaube, unsere beiden deutschen Freunde kommen uns besuchen.» Ich reichte ihm meinen Feldstecher, er schaute lange hinein und bestätigte: «Ja, zwei Deutsche. Guck mal her.»

Vinos Worte genügten mir; er mit seinen scharfen Augen konnte sich niemals täuschen.

Wir hielten eine kurze Besprechung und beschlossen, uns zum Kampf zu stellen. Die Infanteristen schaufelten seichte Gräben mit ihren Stahlhelmen aus. Vino und ich bestiegen die Geschützplattform. Dann tranken wir alle einen Schluck von dem kostbaren, stinkenden Wasser. Mit Schiessen mussten wir abwarten, bis wir unserer Sache ganz sicher waren, da zwölf Schüsse nicht lange reichen. Immer näher rückte der Feind und war schon in guter Schussweite, bevor wir das Feuer eröffneten. Linser erster Schuss warf direkt vor dem ersten Geländewagen eine Wolke von Staub und Sand auf. Offensichtlich eine Überraschung für

den Feind. Sie mussten sich gedacht haben, dass sie bloss zwei hilflose Nachschubcamions zu ergattern hätten und hatten keine Ahnung von unserer Feuerstärke. Rasch trennten sie sich; einer überquerte das Feld, um uns von hinten anzugreifen, der andere kam von vorne auf uns zu. Das Manöver in unserem Rücken war gefährlicher. Gleichzeitig eröffneten sie das Feuer mit ihren Maschinengewehren. Vino knirschte mit den Zähnen und feuerte nach hinten, einmal, zweimal, dreimal. Der dritte Schuss riss eine schwarze Rauchsäule himmelwärts – ein Volltreffer!

Inzwischen war uns der Vordere unheimlich nahegekommen. Es hagelte nur so von seinen Maschinengewehrkugeln. Da glitt Woggy lautlos von seinem Sitz herunter und fiel zu Boden. Automatisch reichte ich Vino neue Munition. «Hat ihn», hörte ich ihn knurren. Und tatsächlich drehte sich der Wagen im Halbkreis herum: das kleine Hochbrisanzgeschoss hatte ihn direkt in die Mitte getroffen. Der Kampf war vorüber.

Wir rannten beide zu Woggy. Sein Gesicht lag auf der Erde, und wir mussten ihn auf den Rücken drehen. – Er war tot, beide Augen waren herausgeschossen worden. Ich überliess ihn Vinos Obhut; da begann der hartgesottene Vino zu weinen wie ein Kind. Der Tommy-Fahrer war ebenfalls getötet worden. Wahrscheinlich hatte er während des Kampfes den Geländewagen besteigen wollen. Jetzt lag er tot im Führersitz: Der hintere Angreifer hatte sein Fahrzeug durchlöchert, und ihn selber damit. Drei seiner Kameraden lagen verwundet am Boden. Einer davon starb vier Stunden später.

Unsere kleine Kompanie bestand nun noch aus sechs Gesunden und zwei Verwundeten. Ich hatte den Schwerverwundeten

bereits als tot betrachtet, denn er trug eine Magenwunde, die nur wenige überleben, vor allem noch in unserer Lage. Bei den deutschen Geländewagen fanden wir vier Tote. Wir brachten sie zu unsern Opfern und begruben alle, Woggy, den Tommy-Fahrer und die vier Deutschen zusammen. In den feindlichen Wagen stöber-ten wir etwas Esswaren und dazu einen Behälter mit ungefähr zwanzig Liter Wasser auf. Den Verwundeten half ich, so gut ich konnte, und beschloss, zu warten, bis der Infanterist starb, bevor wir weiterzogen. Wir legten alle Verwundeten in unseren Nachschubcamion, überliessen ihnen genügend Wasser und Speise für zwei Tage und stellten unsere Lage fest. Jeder von uns sechs merkte sich den Ort mit dem Einverständnis, dass er, wohin er auch gelangen möge, einen Trupp Soldaten nach der Stelle schicken werde, um diese Männer unterzubringen. Wir bestiegen nun alle sechs unsern Wagen, nahmen schweren Herzens von unserem alten Freund und Kameraden Woggy Abschied und fuhren Barce zu.

Im Dunkel, bloss mit einem Kompass bewaffnet, durch die Wüste zu reisen, ist kein Kinderspiel. Da gibfs keine Strassen, und wir wagten nicht, Licht anzuzünden, sodass wir mit Rillen und Löchern, den Unebenheiten und Hindernissen aller Art, die in dieser Gegend auftreten, immer wieder Schwierigkeiten hatten. Im Schnecken-tempo stiessen und schlugen wir uns vorwärts. Dieses langsame Fahren im ersten Gang ist gefährlich in einem solchen Gelände, denn der Kraftstoffverbrauch ist entsprechend höher. Daggs versicherte jedoch, dass wir genügend Brennstoff hätten, um während dreissig Stunden ununterbrochen zu fahren.

Als der Morgen des dritten April anbrach, kamen wir gerade zu einer Anhöhe, südwestlich von Barce, von wo aus wir die Ebene überblicken konnten. Vor uns erstreckte sich meilenweit die im Schimmer der aufgehenden Sonne leuchtendrote Fläche. Schon bespritzten italienische Bauern mit ihren Ochsen die Felder, alles schaute so friedlich drein. Dann kam im Osten der grosse Flugplatz von Barce in Sicht. Er war noch zu weit entfernt, als dass wir die Flugzeugtypen hätten erkennen können, aber bestimmt gehörten sie zu uns. Als wir hinschauten, startete eine Formation, hob sich in die Luft, kreiste, und mit steigender Besorgnis sah ich, wie sie nochmals kreiste und nach Osten flog – nicht westwärts, wie sie es getan hätte, um die Deutschen anzugreifen. Herrgott, waren es doch Deutsche? Hatte Jerry bereits die Ebene von Barce überrannt? Was würde dann wohl aus uns?

Ungefähr dreihundert Meter von uns entfernt tränkte ein Araber sein hageres Vieh, – die ersten Lebewesen, denen wir seit unserem Kampf mit der deutschen Patrouille am vorhergehenden Tage begegneten. Ich traute den arabischen Brunnen nicht, da sie Brutstätte von Ruhr und anderen Krankheiten sind; doch Wasser brauchten wir dringend, so näherten wir uns dem Brunnen und verlangten danach. Entweder wollte uns der Mann keines geben, oder er hatte Angst vor uns. Jedenfalls musste ich mit meiner Pistole drohen, bevor er endlich Wasser aus dem Brunnen zog. Wir füllten unsere leeren Behälter und sicherten uns somit einen Vorrat, der einige Tage dauern sollte. Das Wasser würde allerdings

von den Kannen einen etwas öligen Geschmack bekommen, doch ich dachte, dass dies wohl nicht schaden werde – im Gegenteil.

Während die Behälter gefüllt wurden, machte mich Vino auf einige Geleitzüge, die auf der Hauptstrasse der östlichen Abdachung zufuhren, aufmerksam. Wie üblich bei italienischen oder deutschen Geleitzügen, fuhren diese Wagen eng zusammengedrängt, während unsere eigene Methode darin bestand, uns auszurichten und weite Zwischenräume zwischen den einzelnen Fahrzeugen zu lassen. Nachdem wir sie durch den Feldstecher lange Zeit beobachtet hatten, stellten wir fest, dass es Feinde waren, obschon sie viel zu weit weg waren, um sie deutlich zu erkennen. (Später erfuhr ich, dass es sich doch um unsere Truppen gehandelt hatte.) Nach einer kurzen Besprechung wurde beschlossen, denselben Weg zurückzufahren, auf dem wir gekommen waren, dann weiter südlich in die Wüste einzudringen und gleichzeitig unsere Verwundeten im sechsräderigen Morris mit frischem Wasser zu versorgen. Beim Tageslicht war es natürlich viel leichter vorwärts zu kommen, und nach sechs Stunden langten wir wieder an unserm Kampfplatz an. Da war jedoch vor uns schon jemand durchgefahren. Es musste sich um eine ziemlich grosse Truppe gehandelt haben, wie wir aus der Anzahl der Spuren feststellten. Durch Vergleiche mit den eigenen, erkannten wir auch, dass es deutsche Fahrzeuge gewesen sein mussten. Der sechsrädrige Wagen war verschwunden, wahrscheinlich ins Schlepptau genommen, da der Motor arg zugerichtet war – aber die Geländewagen standen noch da. Die Deutschen hatten sie rettungslos niedergebrannt und waren dann nach Osten abgezogen.

Wir hielten uns hier nicht auf, sondern fuhren geradewegs in südlicher Richtung weiter. Ungefähr um vier Uhr nachmittags erreichten wir ein gut geschütztes Wadi. Wir waren alle völlig erschöpft, hatten während der letzten fünf Tage kaum geschlafen, und Daggs schien ganz erledigt. So mussten wir wohl oder übel kampieren. Die erste Aufgabe war, den Geländewagen zu parken. Wir stellten ihn mit geöffneten Türen auf den Kamm des Wadi, um den Anschein zu geben, er sei verlassen worden. Darauf zerstreuten wir uns der Vorsicht halber und legten uns schlafen.

Unsere Vorsichtsmaßnahmen erwiesen sich als gerechtfertigt. Eine Stunde später fegte ein deutsches Geschwader Ju 87 im Tiefflug über die Wüste. Eine der Maschine löste sich von der Formation und kam herüber, um den Geländewagen näher anzuschauen, überzeugte sich offenbar, dass er verlassen dastand und setzte den Weg fort. Wir schliefen zwölf volle Stunden und hielten uns bis zum Tagesanbruch des 7. April versteckt. Dann mussten wir wieder losziehen, denn unser Vorrat reichte nur noch für einen Tag. Wir wollten nach Mechili oder wenn möglich nach Tobruk gelangen. So berechneten wir den einzuschlagenden Kurs und machten uns auf den Weg.

## Zehntes Kapitel

Während des ersten Teiles der Reise geschah nichts besonderes, denn wir befanden uns weit abseits von den regulären Verkehrswegen. Doch gegen zehn Uhr tauchten schon Räder- und Raupenspuren im Sand auf. Die Raupenspuren herrschten vor,

doch wir erkannten bald dass nicht nur der Feind, sondern auch unsere eigenen Leute hier vorbeigefahren waren, und die Spuren in zwei Richtungen führten. Wann das gewesen sein konnte, liess sich unmöglich herausfinden, da die Spuren in der Wüste solange sichtbar bleiben, bis ein neuer Sandsturm sie wegfegt. Jetzt war auch eine erhöhte Tätigkeit in der Luft zu bemerken. Meistens flogen die Maschinen sehr hoch oder weit weg gegen Norden; dabei handelte es sich fast immer um deutsche Flieger.

Ungefähr um elf Uhr überflog uns eine britische Aufklärungsmaschine, ein Lysander. Wir winkten; er kreiste und flog tief über unsere Köpfe hinweg. Wiederum kam er im Tiefflug zurück und liess diesmal vor uns aus geringer Höhe etwas auf die Erde nieder. Es war ein in einem Taschentuch zusammengeknüllter Zettel, worauf in hastigem Gekribbel stand: «Jerry ist zwischen euch und Mechili. Richtet euch nordwärts nach Derna. Unsere Leute halten sich noch immer dort.» Das Flugzeug fuhr nochmals an uns vorbei, und wir gaben das Zeichen, dass wir die Botschaft erhalten hatten. Als Antwort kam eine Armbewegung, die uns nach Norden wies.

Langsam und sehr vorsichtig rückten wir vorwärts. Immer, bevor wir den Kamm einer Düne passierten, ging einer von uns voraus, um nachzusehen, ob die Luft rein sei. Zweimal rettete uns diese Vorsichtsmassnahme. Das eine Mal lagen wir während zwei Stunden hinter einer kleinen Düne, während ein mächtiger deutscher Geleitzug an uns vorüberzog. Jeden Moment erwarteten wir, entdeckt zu werden. Jedoch der Feind setzte seinen Weg fort, ohne dass eine der Eskorten bemerkt hätte, was sich hinter der hannlosen Sandwelle befand. Nie zuvor hatte ich eine solche Kon-

zentration von Tanks und schwerer Artillerie gesehen. Es schien, als ob die ganze deutsche Armee in Afrika vereinigt wäre. Es war bis jetzt der einzige Geleitzug, dem wir begegnet waren, aber aus den Spuren zu schliessen, auf die wir seit einigen Tagen stiessen, bewegte sich, in Dutzenden von solchen Geleitzügen zusammengeballt, eine unaufhörliche Flut von deutschen Panzern nach dem Osten.

Infolge unserer Vorsichtsmassnahmen kamen wir nur sehr langsam vorwärts, und erst gegen Nacht konnten wir das Tempo etwas beschleunigen. Im geisterhaften Licht des Vollmondes bot die Einöde einen sonderbaren Anblick. Die sanften Hügel sahen aus wie hohe Berge und die schmalen Tälchen wie Meere. Kurz vor Mitternacht fuhren wir in eines der Täler ein, und bevor wir es gewahr wurden, standen wir mitten in einem geparkten Zug. Daggs stoppte unverzüglich und Vinos rascher Blick erfasste das Modell des nächststehenden Fahrzeuges. «V. 8 s», stellte er fest, «also unsere Leute»; doch bloss eine dumpfe Stille und das gespensterhafte, fahle Licht empfingen uns.

Ich befahl Daggs, den Geländewagen zu wenden. Ich fühlte, dass etwas nicht stimmte. Es war doch unmöglich, dass ein ganzer Zug so verlassen dastehen konnte. Die Stille, die ausser dem Pochen unseres Motors herrschte, war unheimlich. «Hallo!» rief ich und wartete. Mein Ruf widerhallte im Tal. Sonst war alles still. – «Hallo!»

Als Antwort flammte eine Feuersäule auf. Etwas wie ein Hammer schlug mir auf die Brust und warf mich auf den Sitz zurück. Ich fühlte keinen Schmerz; alles stand mit einem Male still. Es schien, als ob ich den Geschehnissen ganz entrückt wäre, als

ob das, was nun vor sich ging, zur Handlung eines Films gehörte, den ich gänzlich unbeteiligt im Kino anschaute. Der Geländewagen fuhr mit einem Ruck vorwärts. Ich begriff das nicht.

Vino bediente das Geschütz. Plötzlich aber schnellte er hoch, und sein Kopf glitt vom Körper weg! Es war ein furchtbarer Anblick. Er taumelte und stürzte über die Kanone. Der kleine Engländer, der Woggys Stelle im Wagen eingenommen hatte, startete auf seine linke Hand, oder besser dorthin, wo sie einen Augenblick vorher gewesen war – die Hand selbst war verschwunden. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Verblüffung. Dann schien ihn auf einmal eine riesige Hand zu packen und vom Sitz zu schleudern. Er glitt der Länge nach auf den Rand des Wagens und fiel leblos zu Boden. Eine rote Feuerkugel schlug direkt in den Motor ein, und mit einem grauenhaften Ruck blieb der Wagen stehen.

Als das Schiessen vorbei war, krampfte ich mich auf die Beine und versuchte, Vino von der Kanone zu heben, doch sein Körper entglitt meinen Händen und fiel von mir weg. Die Vorderseite meiner Uniform war völlig in Blut getränkt. Jetzt wusste ich, dass ich getroffen worden war. Da kam ein Fahrzeug auf mich zu – halb verrückt griff ich nach dem Geschütz. Dann spürte ich wieder einen Hammerschlag, diesmal gegen den Schenkel. Ich stürzte quer über Vinos Leiche. Zuletzt sah ich noch Rauchwolken und aufsteigende Feuerzungen. Ich würde verbrennen – das war also mein Ende. Schwach hörte ich Stimmen, fremde Stimmen. Eine schwere Hand packte mich, dann senkte sich ein dunkler Schleier über mich . . .



Wie ich zum ersten Mal erwachte, schien mir, ich befände mich auf einem Schiff. Ein seltsames Gefühl wallte in meinem Kopf auf, es brauste wie ein heftiger Wind, und das Pochen starker Maschinen erfüllte meine Ohren. Mit jedem Atemzug spürte ich zudem einen starken Arzneigeruch. So dachte ich, ich befände mich auf einem Lazarettschiff. Dann versuchte ich, mich aufzurichten, um mich zu erbrechen. Stechende Schmerzen, wie rotglühende Dolchstiche durchfuhren meine Brust; ich fiel zurück, und brausende schwarze Wellen fegten über mich dahin. Doch kaum hatte ich kurz die Augen geöffnet, bemerkte ich eine Reihe anderer Verwundeter. Die Kabine musste, das erkannte ich jetzt, die eines Flugzeuges sein. Eine Zeitlang dauerte das schwebende auf und ab weiter. Um mich her stöhnten und fluchten die andern. Ihre Sprache war mir fremd, ich verstand sie nicht. Es war mir aber in diesem Augenblick alles rings um mich gleichgültig. Ich kämpfte mit meinem Magen, der sich um und um wenden wollte. Endlich konnte ich mich übergeben. Ein Strom süsslich-faden Saftes ergoss sich aus meinen Mundwinkeln auf das Kopfkissen. Der Geschmack, der mir im Munde blieb, verriet mir, dass ich eine Menge Blut erbrochen hatte.

Das fortwährende Dröhnen der Motoren liess nach, also senkte sich die Maschine. Ich hatte richtig geraten: ein Stoss, dann andere und schliesslich bewegte sich nichts mehr, und es herrschte Stille. Nur das Stöhnen und Ächzen meiner Leidensgenossen ging weiter.

Die Kabinentür wurde aufgerissen, und weissgekleidete Sanitätsleute erschienen. An ihrer singenden Sprechweise erkannte ich, dass es Italiener waren. Sie begannen, die Tragbahnen hinauszuführen. Ich hatte keine Ahnung, wieviele sich in der Kabine be-

fanden, da ich nichts zu sehen vermochte, als das, was sich in meiner unmittelbaren Umgebung befand. Nach etwa zehn Minuten kam ich an die Reihe. Als ich hinausgeführt wurde, gewahrte ich die mächtige Tragfläche der Maschine, die uns hergebracht. Sie war weiss angestrichen und trug ein grosses rotes Kreuz unter dem Flügel. Ebenfalls bemerkte ich, dass es Abend war.

Die Tragbahre wurde in das Gestell des bereitgestellten Ambulanzwagens geschoben; drei andere Unglücksrabben befanden sich nun in meiner Gesellschaft – darauf fuhr ein zweiter Wagen hinter uns vor, dessen Chauffeur gleichmütig, mit einer Zigarette im Mund, am Steuer sass. Von meiner Stellung aus konnte ich durch das hintere Fenster nur seinen Kopf und seine Schulter sehen! «Wenn ich wenigstens auch eine Zigarette rauchen könnte!» seufzte ich.

Bald setzte sich die Ambulanzkolonne in Bewegung. Die Fahrt dauerte nicht lange, doch hielten wir immer wieder an. Die Schmerzen in meiner Brust waren kaum zu ertragen. Oft musste ich auf die Zähne beißen, um nicht laut herauszuheulen. Wiederum machten wir halt, und die Geräusche in der Umgebung deuteten an, dass wir an unserem Ziel angelangt waren.

Meine Sinne fingen an zu schwimmen und meine Gedanken zu wandern. Vor meinen Augen stieg das Bild meiner Frau auf und ihr Blick, als ich ihr erklärte, dass ich mich zu den Übersee-Streitkräften gemeldet hatte – dann, wie ich von meinen Kindern und meiner Mutter Abschied nahm; auch meine Kameraden sah ich bei Arbeit und Spiel. Wie ein unaufhörlicher Film schwebte das alles vorbei. Bruchstücke aus meiner Kindheit – die Schlach-

ten in der Wüste – Woggys Tod und der kopflose Körper Vinos – das friedvolle Gesicht des Professors, das sich nun im Totenkampf verzerrte – der Gesichtsausdruck jenes Engländers, wie er auf seinen handlosen Arm starrte – der brennende Körper des italienischen Soldaten, den ich aus seiner Qual erlöste... Allmählich wurden die vorüberziehenden Bilder schwächer, undeutlicher, bis mein Bewusstsein schliesslich in bodenlose Dunkelheit versank.

### Elftes Kapitel

Wieder erwachte ich. Aber nur für kurze Zeit. Ein Mann, jedenfalls der Arzt, hantierte an meinem Arm. Man fütterte mich und gab mir löffelweise eine Fleischbrühe. Ich wollte mit dem Assistenten sprechen, doch er verstand nichts. Da fühlte ich mich enttäuscht. Erschöpft schlief ich ein.

In den nächsten Tagen wurden die Perioden des Bewusstseins länger. Ich erlangte die Fähigkeit, nach und nach den langen Saal, in welchem ich mich befand, und all die Männer in Stahlbetten zu erkennen. Ich vernahm das fremdländische Geplauder und entdeckte zwischendurch, dass mir mein rechtes Bein die ärgsten Schmerzen verursachte. Jede Bewegung meines Körpers liess mich aufstöhnen.

Eines Morgens hielt ein Arzt bei mir an und meinte: «Well, Engländer, ich glaube, Sie werden weiterleben.»

Es war das erste Mal, dass jemand zu mir sprach, obschon ich wusste, dass sich noch andere englische Verwundete hier befanden – ich hatte doch ihre Stimmen und ihr Stöhnen gehört. Ich

rechnete aus, dass ich schon eine Woche im Spital lag, als ich erfuhr, dass ich auf dem Weg zur Besserung war. Nun konnte ich ein wenig essen, aber ich war müde vom ewigen Auf-dem-Rücken liegen.

Ungefähr zu jener Zeit besuchte mich ein Offizier des deutschen Nachrichtenbüros. Er musste ein hohes Tier sein, denn als er hereinkam, versuchten die deutschen verwundeten Soldaten nervös und krampfhaft zu salutieren. Eine spanische Wand wurde rings um mein Bett gestellt, dann fing er an, mich auszufragen. Von ihm erfuhr ich erst, dass ich im Lazarett in Benghasi lag. Er war ein freundlicher Bursche, erwähnte, dass er fünfzehn Jahre in England gelebt hatte und nannte mich beim Namen. Das war natürlich nichts Besonderes, der Name stand ja auf meiner Erkennungsscheibe. – Der Deutsche war offensichtlich zu der Überzeugung gekommen, dass unser Geländewagen zur «Long Range Desert Patrol» gehörte, und zeigte sich begierig, Näheres über die Aktivität dieser berühmten Einheit zu erfahren. Auf dem Schauplatz unseres letzten Kampfes hatte er die Schäden des Geländewagens untersucht und unsere Landkarten und einige bedeutungslose Papiere aufgefunden. Er verkündete mir, nicht ohne Befriedigung, ich sei der einzige Überlebende unserer Mannschaft. Also waren Dags und der Tommy-Korporal, die vorne gesessen hatten, auch tot.

Er berichtete weiter, die L.R.D.P. hätte versuchen wollen, den Geleitzug anzugreifen, darum habe das deutsche Kommando die Falle gestellt, in die wir geraten seien. Der Grund, warum sie uns nicht sofort aufhielten und auf uns feuerten, als wir in das Tal

einführen, war, weil sie so viele Fahrzeuge wie möglich heranzulocken wollten. Erst, als wir Anstalten machten, uns zurückzuziehen, um, wie sie glaubten, die Haupttruppe zu warnen, hatten sie auf uns losgeschossen.

Ich erzählte ihm, wie sich in Wirklichkeit die Sache zugetragen, jedoch ohne Auskünfte militärischer Wichtigkeit zu geben, doch er schenkte mir offensichtlich wenig Glauben und brachte unser Gespräch immer wieder auf die L.R.D.P. zurück. Natürlich wusste ich überhaupt nichts über die Bewegung jener Leute, ausser dem überall verbreiteten Gerücht, dass sie hervorragend zu kämpfen verstanden. Geradeaus erkundigte ich mich nun über die allgemeine Kriegslage. Er war vom Erfolg der Deutschen absolut überzeugt und berichtete, sie seien jetzt im Begriffe, Tobruk einzuschliessen und erwarteten jeden Moment unseren Zusammenbruch. Ferner wusste er, dass die vordersten Patrouillen ihrer Panzerdivisionen sich in Sollum auf ägyptischem Boden befänden, und dass sie innert acht Tagen Kairo erreichen würden. Ebenfalls erfuhr ich durch ihn von der Übrumpelung Jugoslawiens und den Kämpfen in Griechenland. Dann berichtete er von den deutschen Erfolgen im Mittleren Osten. Wahrscheinlich war das seine psychologische Taktik, um mich zu verleiten, ihm Informationen zu geben.

lieber mein Befinden schien er ebenfalls unterrichtet zu sein, denn er erzählte mir verschiedene Einzelheiten, die meine Verletzungen betrafen. Eine Maschinengewehrkuugel sei in meinen Schenkel eingedrungen, habe die Arterie verletzt und den Knochen zerschmettert; ferner hätte ich drei Schüsse in der Brust, einen in dem linken Arm und einen Splitter über dem linken Auge. Man habe mir zwei Bluttransfusionen gemacht, und als ich Blut

auswarf, glaubte man zunächst, meine Lungen seien durchbohrt. Bei späteren Untersuchungen sei jedoch festgestellt worden, dass die Brustschüsse keine lebenswichtigen Organe getroffen haben, sondern dass die grösste Gefahr die Beinwunde bildete.

Sein Vortrag endete mit der Betonung, dass ich mein Leben dem raschen Eingreifen eines unbekanntem deutschen Ambulanz-Arztens zu verdanken habe, der mir an Ort und Stelle sofort einen festen Verband am Bein anbrachte, um das bisschen Blut, das noch in mir vorhanden war, zu retten. Ich frage mich nur, woher das Blut kam, das ich erbrochen habe; es war seither nie mehr vorgekommen. Ich war damals vornübergefallen, sodass meine Nase blutete; wahrscheinlich hatte ich nachträglich, als ich bewusstlos dalag, das Blut von der Nase hinuntergeschluckt und nachher wieder herausgegeben.

Später kam der deutsche Nachrichtenoffizier noch oft, mich besuchen, immerfort nach Informationen über die L.R.D.P. tastend. Hätte er doch geahnt, dass bloss zwei Betten von mir entfernt, arg verbrannt an Seite und Arm, ein wirklicher Soldat dieser famosen Patrouille lag!

Doch seine letzten Besuche waren nicht mehr so erfüllt von Siegesgewissheit über die stürmische Eroberung des Mittleren Ostens; und über die zähe Entschlossenheit, mit welcher die Australier Tobruk verteidigten, war er eher besorgt. Inzwischen war meine Genesung fortgeschritten, und meine Brustwunden verursachten mir weniger Schmerzen, obschon sie sich noch ziemlich unangenehm bemerkbar machten; hätte nicht mein Bein so blödsinnig geschmerzt, würden mich unsere kleinen Duelle sogar gefreut haben.

Unterdessen hatte auch die R.A.F. Benghasi entdeckt und be-

gann mit systematischen Störungsangriffen. So regelmässig waren diese, dass man seine Uhr um neun Uhr abends, nach dem Eintreffen der ersten Wellington über der Stadt, richten konnte. Dort wurde gekreist, gebombt und geschossen bis morgens um drei Uhr. Die Angriffe wirkten zermürend auf die Nerven – das war auch der Zweck der Übung. Bis dahin hatte ich Jerrys Luftwaffe hohe Bewunderung gezollt, doch jetzt lüftete ich vor der R.A.F. voller Hochachtung meinen Hut. Während der fünf Wochen, in welchen ich im Spital von Benghasi lag, wurde unser Gebäude nicht ein einziges Mal bombardiert, jedoch die ganze unmittelbare Umgebung verwüstet.

Eines Nachts mischte sich noch die britische Kriegsmarine in die Verwirrung. Sie war nicht so wählerisch wie die R.A.F., sondern schoss mit ihren grossen Granaten überall hin. Das erste Anzeichen des Angriffes war das rauschende, pfeifende Geräusch, wie wenn ein Zug in einen Tunnel einfährt. Darauf ertönten die fürchterlichen Explosionen, die überall hin Schrecken und Verwüstung verbreiteten. Die italienischen Ordonnanzen verloren den Kopf vor Angst. Ich erinnere mich an einen waschechten Londoner in unserem Krankensaal, der später erzählte, er habe unter seinem Bett Deckung suchen wollen; doch sei der Platz bereits von einem Italiener besetzt gewesen! Ein Geschoss flog sauber durch das Spital, verursachte ein Loch, gross wie ein Eisenbahntunnel, und explodierte erst hinterher. Wieviele Verluste nach diesem Angriff gezählt wurden, haben wir nie herausgefunden, doch die Panik, die dabei entstanden war, werden die Bewohner von Benghasi wohl nie vergessen.

Ein anderes Mal, gerade bevor ich Benghasi verliess, wurde ich Augenzeuge einer heldenhaften Einzelleistung. Damals konnte ich schon leicht aufgestützt im Bett sitzen und durch das Fenster auf die Bucht blicken. Zahlreiche deutsche und italienische Schiffe luden ihren Kriegsnachschub aus. Da tauchte plötzlich ein einsamer Blenheim-Bomber auf. (Schon das war eine Leistung, wenn man bedenkt, dass die vielen Flugplätze rund um die Stadt von deutschen und italienischen Jägern und die Luft von Patrouillen wimmelte.) Ganz sorglos flog der Bomber trotz der Bodenabwehr direkt über die Schiffe, löste seine Bombenlast aus und erzielte einen Volltreffer nach dem andern. Das eine Schiff, ein Benzintransporter, explodierte und flog in tausend Stücke. Eine gelbliche Feuerzunge schlug zum Himmel auf, schwarze Rauchwolken wogten über dem Hafen, während das Krachen der Explosionen die Stadt erbeben liessen, und ein Schauerregen von Trümmern während einigen Minuten niederfuhr. In einem Umkreis von ungefähr achthundert Metern bildeten die Hafenanlagen einen flammenden Streifen, eine mächtige Feuermauer, und die in der Nähe stehenden Fiat-Werke brannten und rauchten während acht Tagen. Ich konnte die genaue Zahl der zertrümmerten Schiffe nicht feststellen, da meine Aussicht beschränkt war, und später hing der Rauch wie ein schwarzes Tuch über dem Hafen, sodass alles verdunkelt war.

Unser Krankensaal war lang und schmal; er enthielt ungefähr dreissig Betten. Ich glaube, man brachte nur die schlimmsten Fälle hierher. Etliche starben hier, und oft konnten wir zwei bis drei zugedeckte Tragbahnen sehen, die zur Begräbnisstätte geführt wurden. Wir waren zehn Soldaten der britischen Armee in

unserm Abteil. Drei davon waren Inder. Die übrigen waren Italiener und Deutsche.

Unter den Engländern lernte ich den kleinen Meldefahrer aus London kennen, dem eine Antitankgeschütz-Kugel ein Bein weggeschossen hatte. Er war immer guter Dinge und erklärte mit dem unerschütterlichen Glauben, der alle Engländer zu erfüllen schien, dass wir den Krieg doch noch gewinnen werden. Dann lag noch jener Südafrikaner aus der L.R.D.P. da, ein grimmiger, in sich verschlossener Mensch, gross und sehnig gebaut, mit buschigen Augenbrauen und wirrem Haar. Von seinen Erlebnissen und Taten erfuhr man überhaupt nichts. Er sprach sehr wenig. Die heftigen Schmerzen seiner Brandwunden duldete er schweigend. Diese beiden befanden sich ganz in meiner Nähe, der eine neben mir, der andere zwei Betten weiter weg. Mir gegenüber lag ein italienischer Wachtmeister. Ihn hatte eine Bombe ebenfalls um ein Bein gebracht. Er sprach fließend englisch, da er etliche Jahre in England und Amerika verbracht hatte. Er übersetzte uns jeweiligen die Nachrichten des italienischen Senders, und eines Tages sagte er zu mir, dass der Krieg für Italien doch hoffnungslos und nutzlos sei.

Von den deutschen Verwundeten sprachen nur sieben von zehn englisch, doch drei recht fließend. Durch sie erfuhr ich, dass das deutsche Oberkommando sie mit einem Reiseführer versorgt hatte, worin sie Ortsnamen, eine Anzahl Hauptwörter und etwas englische Grammatik nachschlagen konnten, und welchen sie bei der Invasion Englands 1940 hätten gebrauchen sollen.

Ein deutscher Soldat, der im Feldbett mir gegenüber lag, konnte ebenfalls englisch und war ein typischer Nazi, rief bei je-

der Gelegenheit «Heil Hitler!» und sprach ununterbrochen von seinem Führer. Gut, dass ich nicht aus meinem Bett steigen konnte, denn sein pompöses Geschwätz machte mich fast rasend.

Am 25. April erwähnte ich zufälligerweise, dass heute der «Anzac-Tag» sei, der Tag, an welchem in Australien der Toten des ersten Weltkrieges gedacht wird. Er gab darauf zurück: «Wir Deutschen werden ihn ebenfalls zu einem Gedenktag machen, denn heute haben wir zwanzig Divisionen deiner famosen Australier aus Griechenland gejagt.»

Ich wusste, dass dies eine unerhörte Lüge war, denn im ganzen Mittleren Osten befanden sich nur zwei australische Divisionen, und die eine davon verteidigte Tobruk. Dennoch brannte ich vor Wut. Er fügte noch andere herausfordernde Bemerkungen hinzu; zum Beispiel, dass wir Australier die Sklaven des englischen Imperialismus seien, und ähnliches Zeug, doch werde der Tag bald eintreffen, an dem der grosse Führer auch uns befreien werde.

Als der deutsche Nachrichten-Offizier mich besuchen kam, um Informationen über die L.R.D.P. zu erfahren, siedete ich gerade vor ohnmächtiger Wut. Er fragte mich, warum ich derart gereizt sei, und ich setzte ihm die ganze Geschichte auseinander. Darauf wandte er sich auf deutsch zum Anbeter Hitlers, was auf diesen ziemlich zu wirken schien. Zu mir sprach er dann: «Ich hoffe, Sie beurteilen das deutsche Volk nicht nach dieser Sorte. Sie nagen wie eine Krankheit an uns, die wir erdulden müssen, bis sie geheilt ist, – wie jeder andere Patient.»

Diese Bemerkung stimmte mich nachdenklich. Offensichtlich waren nicht alle Deutschen Nazi-Anhänger, und ich fragte

mich, ob die deutsche Armee sich des Nazitums nur bediene, um ihren Zweck zu erreichen.

Am 4. Mai entstand ein grosses Durcheinander in unserer Abteilung. Es sollte mit uns aufgeräumt werden, um dem grossen Überfluss aus den Frontlazaretten Platz zu machen. Der kleine italienische Wachtmeister flüsterte mir zu, die Deutschen hätten vor drei oder vier Tagen eine Offensive gegen Tobruk vom Stapel gelassen. Sie hätten dabei grosse Verluste erlitten und die Offensive habe fehlgeschlagen. Die Zahl der Todesopfer sei erschreckend. Er hatte von einer Ordonnanz erfahren, dass die Deutschen die unglücklichen Italiener gezwungen hätten, frontal anzugreifen; als diese dann bis zur mächtigen australischen Verteidigung vorgedrungen waren und nicht mehr weiterkamen, hatten sie versucht, sich zurückzuziehen; da hätten sie die Deutschen von hinten mit ihren Maschinengewehren beschossen. So erging es einem ganzen italienischen Regiment, welches von den Australiern von vorne und von den Deutschen im Rücken zermalmt worden war, sodass es fast bis auf den letzten Mann aufgegeben wurde. Es befänden sich Männer hier im Spital, die Zeuge dieser Grausamkeit seien, Männer, die selber dabei gewesen wären, behauptete er. Von nun an konnte man sehen, wie sich die Kluft zwischen Deutschen und Italienern weitete: die Italiener hassten und fürchteten die Deutschen; die Deutschen verachteten die Italiener.

Zwischen all dem Leid, den Enttäuschungen und Entbehrungen durften wir auch wieder Beweise menschlicher Güte und Hingabe, echter Christenliebe und bewunderungswürdiger Geduld erfahren.

Die Schwestern des katholischen Ordens taten oft mehr, als

ihre Pflicht war (und ihre Pflicht war nicht sehr leicht, die Arbeitszeit lang und die Tätigkeit sehr anstrengend), aber dennoch brachten sie gelegentlich die Kraft auf, selbst die kärglichen Freistunden zu opfern, um einem der Leidenden zu helfen. Sie machten auch keinen Unterschied zwischen den Verwundeten der befreundeten und jenen der feindlichen Nationen. Ihnen galt wirklich nur der Mensch und das Wichtigste war ihnen, in aufopfernder Nächstenliebe dem menschlichen Wesen, in all seiner Not, zu helfen.

So wurden wir einmal Zeuge, wie eine der Schwestern, nach einem langen Arbeitstag am Abend noch ausging und von den Wiesen kleine Blumensträuße pflückte, um jedem der Verwundeten ein Sträußlein ans Bett zu binden. Es war vielleicht nur eine Geste, aber eine so echt frauliche und gütige Geste, dass manchem von uns das Dankeswort nicht über die Kehle kommen wollte – oder vielmehr nicht ausgesprochen werden konnte.

Eine andere Schwester wusste, wie unsagbar einer der Verwundeten unter seinen Schmerzen litt. Er klagte nicht und jammerte nicht und doch wusste die Schwester, wie es um ihn stand. Da für die Nacht nur die militärische Wache vorhanden war, blieb sie während der schlimmsten Stunden, oft bis Mitternacht in seiner Nähe, brachte ihm feuchte Tücher, um seine Stirne zu kühlen und sprach ihm leise Gebete vor. Sie selbst hatte Schlaf und Erholung bitter notwendig, musste sie doch am nächsten Morgen um fünf Uhr schon wieder frisch und munter antreten. Sie überwand aber alle Müdigkeit, um diesem unbekanntem Soldaten die letzten Tage und die letzten Stunden zu erleichtern.

Als auch er seinen Wunden erlag, trauerten wir mit ihr um ihn, obwohl wir kaum seinen Namen kannten und nichts von ihm wussten, als dass er sehr schwer verwundet worden war. Man sah es ihrem feinen, durchgeistigten und doch so zart fraulichen Gesicht an, wie nahe ihr der Tod eines jeden einzelnen Soldaten ging, und doch erfüllte sie ihre harte Pflicht in mustergültiger Gewissenhaftigkeit und Strenge.

Leider konnten wir nur kurze Zeit in diesem Spital bleiben. Gerüchte gingen um, wir sollten am Ende der Woche in ein anderes Lager versetzt werden. Es waren nur Gerüchte. Einige Zeit später wurden sie wieder dementiert. Niemand wusste Genaueres.

Offenbar sollten wir trotzdem an jenem Tag weggebracht werden, denn ungefähr um zehn Uhr begannen die Ordonnanzen die ersten Tragbahnen abzuführen, und um elf Uhr lagen wir wiederum auf dem Flugplatz vor der Stadt. Eine Tragbahre nach der andern wurde auf das Gestell der riesigen Junkers geladen, einundzwanzig Mann im Ganzen, und um elf Uhr dreissig Minuten waren wir bereits in der Luft.

Erst sechs Stunden später landeten wir irgendwo in Sizilien; da wusste ich, dass ich Afrika und seine Schrecken endgültig hinter mir hatte.

## ZWEITER TEIL

### *Italien – Kriegsgefangener*

#### Erstes Kapitel

Sofort nach unserer Landung erfuhren wir, was es heisst «Kriegsgefangenschaft». In Afrika hatte man uns noch in Ruhe gelassen und uns gleichbehandelt, wie die verwundeten deutschen und italienischen Soldaten: gleiche Nahrung und gleiche Behandlung. Jetzt bekamen wir aber den Unterschied zu spüren. Nachdem wir aus der riesigen Ambulanzmaschine gehoben wurden, legte man die Alliierten von den Tragbahren einfach auf den Boden, während die deutschen und italienischen Soldaten eilig in den wartenden Ambulanzwagen davongefahren wurden.

Ich fragte mich, aus welchem Grund wir wohl liegengelassen wurden. Als ich mich umschaute, bemerkte ich, dass unser Flugzeug nicht allein dastand. Eine ganze Anzahl Ambulanzmaschinen waren hier geparkt, und es kamen immer mehr, beladen mit zerschmetterten Menschen. Im Ganzen lagen nun etwa vierzig Briten in Reihen auf dem Flugplatz.

Bald sollte ich erfahren, warum wir hiergelassen worden waren. Es erschienen nämlich ungefähr ein Dutzend italienischer Militärpolizisten. Sofort wurde eine Kette um uns geschlagen. (Das war an und für sich eine lächerliche Angelegenheit, denn

kein einziger Verwundeter hätte sich auf die Beine stellen können, geschweige denn fliehen.) Die Militärpolizisten stellten sich in Positur. Diese Männer in ihren seltsam geformten neapolitanischen Hüten, alle schwer bewaffnet und mit grimmigem Blick auf uns niederschauend, wirkten wie Heldenentore aus einer grossen Oper.

Dann begannen vier von ihnen uns zu durchsuchen. Was sie zu finden glaubten, war mir wirklich ein Rätsel. Das Einzige, was ich besass, war mein Nachthemd, worin ich mich befunden hatte, als ich vor fast sieben Wochen in Benghasi wieder zu mir gekommen war und die übrigen waren mehr oder weniger in derselben Lage wie ich. Auf der Jagd nach Läusen hätten sie allerdings mehr Erfolg gehabt; wir hatten sie zu Tausenden auf gelesen, denn während der sieben Wochen Lazarett in Benghasi hatte man nicht ein einziges Mal die Bettwäsche oder unsere Nachthemden gewechselt. Mein Hemd war völlig mit Blut beschmiert, doch mit der Zeit waren die Blutflecken durch all den Schmutz langsam überdeckt worden.

Unsere Betten eigneten sich aus diesem Grunde vorzüglich als Brutstätte von Ungeziefer, und oft mussten wir des Morgens eine Generaloffensive auf sie auslösen. Die Zeit, in der wir die Läuse zwischen unseren Daumnägeln ermordeten, hiess bei uns «Laus-Stunde».

Die Untersuchung ging weiter, und alle unsere Habe wurde kontrolliert, sogar unsere Nachthemden wurden hochgehoben und die intimsten Stellen unseres Körpers geprüft. Trotz dem heftigen Protest des italienischen Militärarztes, streifte man die Verbände

von den Wunden eines Mannes. Offensichtlich stand ein italienischer Militärpolizei-Korporal dem italienischen Arzt übergeordnet.

Nachdem jeder von uns sorgfältig und nachdrücklich untersucht worden war, steckte man uns in Ambulanzwagen und brachte uns zu unserem neuen Quartier. Ich erfuhr nun, dass wir uns ungefähr vierzig Kilometer von Messina entfernt befanden und nur solange dortbleiben würden, bis Transportmittel zur Verfügung standen, uns nach Neapel zu bringen.



Nun ging in unserem Abteil das Gefängnisleben los. Ein italienischer Soldat stand in jedem Gang Wache, und es war verboten, sich mit den italienischen Ordonnanzen zu unterhalten – ausser dem Verlangen von gewissen Notdürftigkeiten. Zwischen neun Uhr abends und sieben Uhr morgens durften wir Gefangenen auch unter uns nicht sprechen. Einmal begannen zwei in unserem Abteil um elf Uhr nachts zu plaudern, kurzerhand knallte die Wache dem Sprechenden durch das Fenster eine Kugel haarscharf am Kopf vorbei. Wir waren mehr als entrüstet über diese Behandlung und beschwerten uns beim Arzt. Gleichgültig antwortete er, er könne dagegen nichts tun, denn nach militärischer Regelung müssten die Gefangenen eben bewacht sein; über unsere Bitte um Reinigung und saubere Bekleidung schien er ebenso gleichgültig hinwegzugehen.

Unsere Proteste müssen schliesslich doch eingeschlagen haben, denn einige Tage später wurden wir zum ersten Mal nach sieben Wochen gewaschen und mit frischen Bettüchern und Nachthemden und sogar neuen Verbänden versehen. Die italienischen Ordonnanzen fanden anscheinend keinen grossen Gefallen

an ihrer Aufgabe, denn während sie uns in ihrer groben Weise behandelten, ertönten ununterbrochen ihre Klagelieder.

Am fünften Tag wurden wir auf einem kleinen Lazarettsschiff nach Neapel verfrachtet. Doch vorher fand noch ein komischer Zwischenfall statt, welcher unsere Italiener in unvorteilhaftes Licht rückte. Bevor wir in den Ambulanzwagen gebracht wurden, prüfte man nochmals unser Zubehör. Da wurden bei einem Gefangenen zwei kleine Risse in seiner Bettwäsche entdeckt. Der italienische Arzt bestand darauf, dass der Mann dableiben müsse, bis er die siebzig Lire, die, wie er behauptete, für die Ausbesserung dieser kleinen Löcher benötigt wurden, bezahlt habe. Wie dieser Mensch glaubte, dass sich hier ein Gefangener Geld beschaffen könnte, ist mir ein Rätsel. Jedenfalls konnte der Mann schliesslich mit uns wegkommen, wurde aber, gegen Verrechnung bei der ersten besten Gelegenheit, belastet.

Die Reise nach Neapel dauerte einen Tag und verlief ohne Zwischenfälle. Wir wurden in ein Militärspital in der Umgebung von Capua verbracht, ich schätzte ungefähr dreissig Kilometer von der Stadt entfernt. Hier verlebte ich lange, schwere Monate und erhielt auch einen Brief, welcher, wie ich vermute, mein ganzes weiteres Leben beeinflusst hat.

## Zweites Kapitel

Erst spät am Abend konnten wir uns endgültig niederlassen. Ich war erschöpft und vollständig entkräftet durch die lange Reise und meine Schmerzen. Doch dafür fiel mir sogleich, als ich in

meinen neuen Krankensaal kam, ein altbekanntes Gesicht auf. Mit der Entschlossenheit, die im Charakter dieses Mannes immer vorherrschte, befahl der Gefangene den italienischen Ordonnanzen barsch, mir das Bett neben ihm zu geben, und ich fühlte, dass das Leben von diesem Augenblick an für mich wieder lebenswert werden konnte.

Es war nämlich niemand anders, als mein intimer Freund Russel Kelly, ein fabelhafter Athlet, Spielführer der australischen Rugby-Fussballmannschaft, australischer Meisterschwimmer und Kanone in manch anderen Sportarten. Wir waren beide gleich alt, waren immer gute Kameraden gewesen, aber im Zivilleben auch Rivalen, denn wir spielten nicht in der gleichen Provinzmannschaft. Doch trotz unserer Rivalität liebten und achteten wir einander, und als er drei Jahre später infolge seiner schrecklichen Wunden starb, fühlte ich erst recht, wie wertvoll er mir gewesen war.

An diesem Abend plauderten wir zusammen, bis ich vor Erschöpfung einschlief. Russ – wie ich ihn nannte – erzählte mir vom Kampf um Mechili gegen einen Feind, der uns an Streitkräften übertraf, wie die Garnison während drei Tagen völlig hoffnungslos weitergekämpft hatte, wie ihm seine ganze linke Seite weggeschossen wurde. An dieser einen Seite waren alle Rippen weg, und er sprach von der Zukunft, wenn er künstliche Rippen bekäme und wieder gehen könne, auch von der Zeit vor der Wahl der australischen Rugby-Mannschaft für die England-Tournée, als ich ihn bei einem Länderspiel heftig in schnellem Lauf heruntergeholt hatte, sein Schlüsselbein brach und mir dabei den Unterkiefer verletzte, und wir beide die internationalen Auszeich-

nungen und die so begehrte «Heimfahrt» nach unserem Mutterland verloren hatten. Er sprach von hundert Zwischenfällen unseres, seit der Universitätszeit abenteuerlichen Lebens.

Am nächsten Morgen sah ich, dass auch hier katholische Schwestern am Werk waren. Mit liebevoller Hingabe betreuten sie die Verwundeten. Sie stammten aus einem nahegelegenen Ordenshaus, wo sie zu Krankenschwestern ausgebildet wurden. Hier war doch alles ganz anders, hell und freundlich, frisch und sauber. Und wenn ich aus dem Fenster schaute, sah ich wirklich frisches Gras und blühende, grüne Bäume. Wie eine anständige Landschaft doch sofort auf das Gemüt wirken kann!

Am selben Morgen untersuchte mich der Arzt sorgfältig – die Brustwunden waren geheilt, schmerzten zwar immer noch tief innen bei jeder Berührung, doch ich wusste, dass nun weder in den Brustwunden noch in der Armwunde Gefahr bestand, und wenn mein Bein nicht gewesen wäre, hätte ich mich bereits auf der Erholungsstufe befunden. Das Bein steckte in einem Gipsverband. Es reizte und schmerzte mich nicht wenig. Der Arzt untersuchte die Wunde durch ein Loch im Verband, welches für den Eiterabfluss bestimmt war. Offensichtlich war er befriedigt, denn der Sanitäter wickelte mich wieder genau so ein wie zuvor.

Gegen Mittag kam ein Offizier und notierte Personalien: Namen, Jahrgang, Heimatadresse, Zivilberuf, Ort der Gefangennahme und die Art unserer Verwundungen. Dann wurde uns gemeldet, dass wir einmal pro Woche heimschreiben dürften, eine Lire ausbezahlt bekämen, und fünf Zigaretten im Tag zugut hätten.

Das Letztere bedeutete für mich eine Himmelsgabe, da ich seit unserem letzten Kampf nicht mehr geraucht hatte und gerade das hatte mir während der ganzen Zeit am meisten gefehlt. Kameraden hatten mir erzählt, dass wenn man während mehr als drei Tagen nicht mehr geraucht habe, das Verlangen nach einer Zigarette allmählich schwinde, es schien aber bei mir nicht zu stimmen, denn je länger je mehr sehnte ich mich nach Nikotin. Russ bot mir natürlich sofort bei meiner Ankunft die Hälfte seines spärlichen Vorrates an. Es waren abscheuliche Zigaretten, die mich an meine Kindheit erinnerten, als ich in braunes Papier gewickeltes Heu geraucht hatte. Nur schmeckten mir die italienischen Zigaretten noch schlechter.

Russ war innert vierundzwanzig Stunden nach seiner Verwundung hierhergebracht worden. Man hatte ihn zusammen mit deutschen und italienischen Schwerverwundeten im Flugzeug transportiert, nun befand er sich seit zwei Monaten hier. Man hatte grosse Stücke des Hinterteils auf seine Seitenwunde übertragen und ihn sorgfältig eingepanzert, damit seine Eingeweide am richtigen Platz bleiben, wenn er wieder versuchen könnte zu gehen. Nun war alles genäht und zusammengeheftet wie eine geflickte Steppdecke, und der Sanitäter brauchte täglich eine Stunde, um ihn frisch einzuwickeln.

Zu dieser Zeit hörten wir vom grossen Kampf um Kreta, aber die Nachrichten aus Lybien waren dieselben wie damals. Die Deutschen kamen nicht vorwärts. Sie waren stählernen Verteidigungen begegnet, und zum ersten Mal in diesem Krieg waren die mächtigen deutschen Armeen aufgehalten worden. In den nächsten Wochen machten Russ und ich gewaltige Fortschritte, die

Nahrung war gut und die Pflege tadellos, dank der unermüdlichen Hilfe unserer Nonnen. Dennoch starben viele unserer Boys, so dass sich eine Anzahl Gräber britischer Soldaten in der Nähe jenes Spital befinden müssen.

Am 22. Juni, am Tage, wo die Deutschen die russische Grenze überschritten, erhielt ich meinen ersten Brief nach sechs Monaten. Es bestand trotz meiner Verwunderung über den ungewohnten Ankömmling kein Zweifel, dass er an mich gerichtet war, denn seine Adresse enthielt meinen vollen Namen, die Armeenummer und den Namen des Spitals.

Auf dem Umschlag war ein schweizerischer Poststempel. Russ war ebenso aufgeregt wie ich und wurde ungeduldig, bis ich endlich das Schreiben öffnete und ihm den Text vorlas. Als Absender trug er eine Strasse und Hausnummer von Basel und war vom 16. Juni datiert. Ich habe nachher das Original verloren, aber so gut ich mich erinnern kann, lautete es so:

«Sehr geehrter Herr Mac-Donald,

ich erlaube mir, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, obschon Sie erstaunt sein werden, wie ich zu Ihrer Adresse kam. Das ist aber nicht schwer zu erklären. Vor einiger Zeit habe ich mich an das Internationale Rote Kreuz in Genf gewendet und um die Liste der verwundeten britischen Soldaten in Italien gebeten. Auf dieser Liste fand ich Ihren Namen. Warum ich gerade Ihren Namen gewählt habe? Nun, Ihre Armeenummer stimmt genau mit meiner hiesigen Telefonnummer überein, so dachte ich, es wäre eine gute Idee, Ihnen zu schreiben, da ich schon beim Gedanken an mein Telefon an Sie erinnert werde. Ich bin natürlich Engländerin, mit

einem Schweizer Kaufmann verheiratet, und wollte etwas für mein Land tun, indem ich unseren tapferen Soldaten, die kämpfen, um», (hier waren zwei Zeilen von der italienischen Zensur gestrichen worden), «möchte ich Sie fragen, ob ich Ihnen einige Bücher und kleine Pakete schicken kann. Wenn Sie es wünschen, würde ich mich freuen, mich für Sie mit Ihrer Familie in der Heimat in Verbindung zu setzen.

Ich hoffe auf Ihre baldige Antwort und grüsse Sie herzlich.  
Elisabeth Buchli».

Dieser Brief brachte eine grosse Aufregung in unser Abteil, denn es war der erste, der hereingebracht wurde, und wir rieten hin und her über die Frau. Erstens: war sie alt oder jung, hübsch oder hässlich? Wir sprachen sogar von der Möglichkeit, dass sie eine deutsche Spionin sei und auf diesem Wege Informationen aus uns herauszuholen versuche. Doch instinktiv fühlte ich, dass der Brief ehrlich gemeint war und beschloss, mein nächstes Schreibpapier für eine Antwort zu benützen. Ich gab ihr eine kurze Beschreibung von mir, meinem Leben und meiner Familie und bat sie, meine Frau zu benachrichtigen, dass ich wohlbehalten sei. Ich vermied, irgendetwas über den Krieg zu schreiben, bemerkte aber, dass wenn sie mir etwas schicken wolle, Tabak, eine Pfeife oder Zigaretten sehr geschätzt würden.

Die nächsten zwei Wochen verliefen ohne Neuigkeiten, mit Ausnahme dass Russ und ich uns mehr und mehr erholten. Ich konnte nun aufsitzen, und er, wenn er seinen «Panzer» umhatte, auch. Vierzehn Tage nach meinem Brief an Frau Buchli erhielt ich eine Antwort und ein grosses Paket – zwei schöne Pfeifen, 250 gr echten englischen Tabak, ein Pyjama und einige techni-

sche Bücher, worüber sie schrieb: «Sie erzählten mir, dass Sie Ingenieur sind, so dachte ich, diese Bücher würden Sie interessieren. Ich habe Ihrer Frau telegraphiert. Sobald ich ihre Antwort erhalte, werde ich Sie wieder benachrichtigen.»

Russ und ich feierten, indem wir in unseren Betten aufsassen und dicke Rauchwolken des herrlichen englischen Tabaks pfafften. Unsere Pfeifen übergaben wir von Zeit zu Zeit unseren Nachbarn, um auch ihnen einen Zug zu gönnen. Sicherlich wäre unsere Freude eine Genugtuung für Frau Buchli gewesen, wenn sie uns so hätte sehen können.

Am 31. Juli wurde der Gipsverband von meinem Bein entfernt. Ich war also auf dem Wege zur Besserung angelangt. Die Wunde war noch nicht ganz wie sie sein sollte, aber welch eine Erleichterung! – Nun konnte ich mich im Bett drehen und mich wieder ziemlich frei bewegen. Zu dieser Zeit sprach man von einem internationalen Ärztekomitee, welches uns untersuchen käme, um festzustellen, wer in die Heimat zurückgeschickt werden könne. Ich wurde nachdenklich und sorgenvoll, denn wenn man mich nicht bald untersuchte, würde ich sicherlich in ein Gefangenenlager gesteckt, wo die Möglichkeit, heim zu kommen, noch geringer ist, als im Spital. Russ und noch einige unserer Boys würden bestimmt heimfahren können, das wusste ich. Aber schon eine ganze Anzahl war in die Lager übergeführt und ihre Plätze von anderen aus der Wüste neu besetzt worden.

August, September und die erste Hälfte des Oktobers verstrichen. Meine Gesundheit ging mit raschen Schritten vorwärts, und

schon konnte ich an einem Stock herumhumpeln. Auch Russ, durfte bereits ein bisschen aufstehen.

Inzwischen war der grosse Freund aller Gefangener, das Rote Kreuz in Aktion getreten. Jeder von uns erhielt wöchentlich ein Paket mit Esswaren. Herrliche Leckerbissen, an die man von zu Hause gewöhnt war. (Ich hatte immer einen ungeheuren Hunger und ass alles, was mir in die Finger geriet.) Wir bekamen neue Uniformen, zwei Leibchen, zwei Hemden, ein Paar Schuhe, Socken und als wichtigstes: eine Zahnbürste.

Das war wirklich die grösste Wohltat, denn während zehn Monaten hatte ich meine Zähne nicht mehr geputzt. Es war dadurch zu einer schlechten Gewohnheit geworden, dass ich vor dem Morgenessen zu rauchen begann, um den «Hühnerstall-Geruch», wie wir es nannten, der sich durch die ungereinigten Zähne im Mund ansammelte, wegzubekommen. Ich bemerkte, dass ich nicht der Einzige war, der das tat. Ungefähr neunzig Prozent davon versicherten, dass sie früher nie vor dem Essen geraucht hatten, aber etwas musste getan werden gegen diesen üblen Geschmack im Munde, und einzig das Rauchen konnte da helfen.

Ich fand nun, dass meine allgemeine Gesundheit viel zu rasch bessere, und beschloss darum, ein bisschen zu simulieren, um länger hierbleiben zu können.

Während einiger Zeit gelang es mir auch. Ich glaube wirklich, dass der alte italienische Arzt meine List durchschaute, denn oft erwähnte er die grosse Freundschaft zwischen Russ und mir. Aber der Tag kam, wo selbst er nicht blind bleiben konnte. Ich war reif, in ein Kriegsgefangenenlager gebracht zu werden. Ich musste von Russ Abschied nehmen und allen anderen, die ich hier kennege-

lernt hatte. Als sich Russ vergegenwärtigte, dass ich nun wirklich wegging, versuchte er alles, um ebenfalls mit mir wegzukommen.

Vier unserer Boys begleiteten mich. Bevor wir in den Wagen stiegen, wurden wir nochmals eingehend untersucht. Später fand ich heraus, dass diese Untersuchungen direkt eine Leidenschaft der italienischen Militärpolizei, der «Cabs», wie wir sie nannten, waren. Es schien, als ob sie jedermann zu jeder Zeit, die Hohen wie die Niedrigen des Landes, ausser vielleicht Mussolini selbst, untersuchen könnten. Natürlich musste jederzeit der Niedrigste sich ihren Launen anpassen. Jetzt waren wir die niedrigsten Kreaturen im schönen Italien und mussten oft herhalten, aber trotz ihrer enormen Fähigkeiten gelang es uns, Verschiedenes mitzunehmen, sodass ich heute noch der Meinung bin, wir hätten letzten Endes doch den Sieg davongetragen.

Bei unserer Ankunft am Bahnhof wurden wir sofort sensationeller Mittelpunkt. Es war das erste Mal seit zwölf Monaten, dass ich Zivilleute gesehen hatte. Wahrscheinlich starrte ich sie ebenso entgeistert an, wie sie mich.

Es war uns strikte verboten worden, zu jemandem zu sprechen. Doch plötzlich drängte sich eine Frau durch die Menschenmenge und versuchte, uns ein Paket Zigaretten zu reichen. Augenblicklich erschien das Gewehr einer Wache, dessen Lauf die Frau direkt in den Unterleib traf. Sie musste ernstlich verletzt worden sein, denn stöhnend fiel sie zu Boden. Wie auf Kommando stürzten wir fünf Gefangene über die Wache her, doch die anderen waren auch sogleich zur Hand. Sie schlangen drohend ihre Bajonette, und die Lage wurde für einen Moment kritisch. Es war

ein seltsames Gefühl, diese drei Millimeter Stahl in die Haut über dem Brustbein eingepflanzt zu bekommen. Gerade zur rechten Zeit, im letzten Augenblick, erschien ein Offizier und rettete uns.

Wir erklärten ihm ausführlich was geschehen war, worauf er die Achseln zuckte und meinte, die Frau hätte besser Bescheid wissen müssen. Sie wisse, dass es bei schwerster Strafe verboten sei, einem Feind des faschistischen Staates etwas zu geben oder mit ihm zu sprechen. Darauf liess ich meiner Verachtung freien Lauf und erklärte, dass wenn im britischen Reich eine Frau von einem Manne derart behandelt worden wäre, der Betreffende unverzüglich von den Zuschauern gelyncht würde. Worauf er mit näselernder Ansprache entgegnete:

«Ihr Briten seid eben Schlappschwänze, darum werdet ihr jetzt von uns Italienern geschlagen.»

Das war zu viel – ich wurde rot vor Wut, schrie ihn an: «Du dreckiger, unzivilisierter Schuft», und wollte auf ihn losspringen, doch schon packten mich zwei Wachen, und wir stürzten in einem Knäuel zu Boden.

Der Ringkampf war bald beendet, denn die sechs Monate, die ich im Bett zugebracht hatte, hatten mich ordentlich geschwächt, ich wäre nicht einmal gegen ein Kind aufgekommen, geschweige denn gegen zwei starke Männer. Jeder legte mir Handfesseln um, an jedem Arm eine, und begannen auf mich loszuhauen, während der Laffe von einem Offizier mit gezogenem Revolver über mir stand und immerfort kreischte, er werde schiessen. Er hatte den Revolver gespannt, doch fand er offensichtlich nicht den Mut zu feuern.

Meine vier Kameraden waren gezwungen worden zuzuschauen, jeder mit einem gezückten Bajonett am Brustbein. Ein ganzes Rudel Zivilisten versammelte sich und schwätzte erregt durcheinander. Es tönte wie in einem Hühnerhof, wenn ein Fuchs sich einschleicht. Der Offizier befürchtete wahrscheinlich einen Aufruhr, gab einen Befehl, und wir wurden schleunigst vorwärts getrieben und in eine winzige Zelle des Bahnhofes gesperrt. (Solche Verliesse scheinen übrigens in allen italienischen Bahnhöfen vorhanden zu sein.)

Hier schafften wir unseren Gefühlen Luft, doch es war ja zwecklos. Ich hatte brennendes Kopfweh bekommen und bei der Balgerei meine Zunge verletzt. Zudem war mir eine Wache mit dem Fuss ins Gesicht getreten, sodass ich mein rechtes Auge nicht mehr öffnen konnte. Ich muss wirklich nett ausgesehen haben! Blutbeschiert taumelte ich halb betäubt umher, an jeder Seite hielt mich eine Wache gefesselt.

Nach zwanzig Minuten wurde die Zellentür geöffnet. Unser Zug war angekommen. Nun band man mir die Handgelenke zusammen, was für mich höchst unangenehm war. Ich trug wie die anderen ein kleines Bündel bei mir, welches etwas Unterwäsche, für zwei Tage Essvorrat und einige Leckerbissen, die wir aus den Rotkreuz-Paketen aufgespart hatten, enthielt. Es mochte nicht mehr als sieben Kilo gewogen haben – aber wie kann man mit gebundenen Händen ein noch so leichtes Bündel tragen? Einer unserer Boys wollte es mir abnehmen, doch die Wachen gaben dazu keine Erlaubnis. So schwankte ich so gut es ging zum Zug.

Wir wurden in ein Abteil am Ende des Zuges eingeschlossen. Die sechsendreissigstündige Fahrt war ein Greuel für mich. Die

Reaktion der Prügel, die ich erwischt hatte, setzte ein und mir wurde haarsträubend übel. Meine Hände waren noch immer gefesselt. Zum Glück mochte ich nichts essen, doch als ich schliesslich hinausmusste, fand ich meine Lage wirklich peinlich genug.

### Drittes Kapitel

Der Zug hielt an, Türen und Fenster wurden geöffnet. Ich hatte keine Ahnung, wo wir uns befanden, doch da die Fahrt sechsendreissig Stunden gedauert hatte, mussten wir ziemlich weit gekommen sein.

Als wir wieder ins Tageslicht tauchten, standen wir auf einem kleinen Bahnhof einer unbedeutenden Nebenlinie, mitten auf offenem Feld, im Norden und Osten von zackigen Bergen umgeben. Später erfuhr ich, dass die Gipfel im Norden die Grenze zwischen Italien und Österreich, diejenigen im Osten die Grenze zwischen Italien und Jugoslawien darstellten.

Ich glaube, eine ungünstigere Stelle um zu fliehen, war mir noch nie begegnet... und Flucht war mein fester Entschluss. Offensichtlich hatte unser Laffe bereits die Ankunft unserer schlimmen fünfköpfigen Bande gemeldet, denn es standen schon fünfunddreissig schwerbewaffnete Wachen bereit, um uns zu empfangen. Meine Fesseln wurden gelöst und unsere Gruppe von fünf Mann, etwa ein Dutzend Mal nachgezählt. Dann begann der zweistündige Marsch zum Gefangenenlager.

Beim ersten Anblick des Lagers fühlte ich mein Herz sinken. Ich hätte nie gedacht, dass es soviel Stacheldraht in der ganzen Welt gäbe. Das Verhau war so dicht, dass kaum eine Hausmücke

hätte durchfliegen können. Wenn die Italiener nur soviel Stacheldraht für die Verteidigung von Tobruk und Bardia verwendet hätten, wir hätten viel zu viel Zeit gebraucht, die nötigen Bangalore-Torpedos zu beschaffen, um sie zu durchbrechen, und die Italiener hätten ihre Stellungen gerne behalten können. Das ist nun natürlich übertrieben, aber sicher ist, dass hier hunderttausende von Metern Draht verwendet worden waren, um die vier Seiten des Lagers von je einem Kilometer Länge zu umsäumen.

An jeder Ecke war eine fünf Quadratmeter grosse Plattform, darauf standen Maschinengewehre und Scheinwerfer. Auf der Aussenseite des Drahtverhaues stand eine Reihe von Schilderhäuschen, in zwanzig Metern Abstand, und etwas weiter vorn eine zweite Reihe. Diese kam mir seltsam vor, bis ich ihre Bedeutung erfuhr. Bei den inneren Häuschen, neben dem Stacheldraht, waren gewöhnliche italienische Soldaten aufgestellt. Sie hatten den Befehl, auf jeden zu schiessen, der sich über fünf Meter von der Innenseite her dem Drahtnetz näherte – die fünf Meter waren mit einem Streifen bezeichnet. Die zweite Reihe war für unsere alten Freunde, die «Cabs» (Militärpolizei) bestimmt, welche auf die italienischen Soldaten schiessen sollten, wenn sie mit uns sprachen oder sich weigern sollten zu feuern, wenn einer von uns die «tote Linie» überschreiten würde.

Im Lager drin gab es primitive Baracken, in Reihen hintereinander. Das war unser Gefangenenquartier.

Man liess uns nicht lange in Zweifel, was mit uns geschehen sollte. Abermals zählte man uns nach und untersuchte uns natürlich wieder. Ich fing an, mich daran zu gewöhnen, liess die Leute

nach ihrer Art gewähren und suchte nach beendeter Kontrolle meine Kleider und Habe wieder zusammen, die sie wie gewöhnlich in alle Richtungen zerstreut hatten. Darauf brachte man uns sofort in einen Kerker.

Es war ein dreissig Meter langer und zehn Meter breiter Raum. In der Mitte standen eine Anzahl Pfähle in den Betonboden gepflanzt und mit einer schweren Kette verbunden. An diese Kette waren ein halbes Dutzend Männer gebunden, deren Hände und Beine durch eine dünnere Kette gefesselt waren. Sie sagten kein Wort und blickten nicht einmal auf, als wir hereingeführt wurden.

Innert fünf Minuten waren wir auf dieselbe Weise gefesselt ... wie das Vieh im Stall. Ich streckte mich völlig erschöpft auf dem Boden aus. Die Wachen verriegelten die Türe und verschwanden – und eisiges Schweigen herrschte in unserem neuen Heim.

Doch nicht allzu lange Zeit. Ein grosser, rötlicher Mann mit einem Brustkorb wie ein Fass, welcher halb an seine Kette gelehnt war, (ein Trick, den ich später auch lernte), schien aufzuwachen und blickte in unsere Richtung.

«Was hat Euch hierhergeführt, Menschenskinder?» fragte er, und dann im gleichen Atemzug, «um Gotteswillen, wer ist denn auf Ihr Gesicht getreten?»

Ich stellte mich vor, erzählte den Vorfall auf dem Bahnhof. Er schien kein bisschen über meine Geschichte zu staunen.

«Red Berry staunt über nichts mehr», rief ein anderer aus, «was die Italiener tun. Wissen Sie, Kind Gottes», fuhr er fort, «diese Leute sind eben nicht zivilisiert, wie Eure australischen Neger, als Capitain Cook Australien entdeckte, jetzt werden sie von Eu-

ren Schwarzen sogar an Zivilisation übertroffen. Diese Italiener sind ein unglückliches Steinzeit-Volk in einer modernen Welt, der sie sich nicht anzupassen verstehen.»

Später lernte ich Red sehr gut kennen. Er war ein rauher Schottländer, aber ein ganzer Kerl. Er war in Griechenland gefangen genommen worden, als er bei der Evakuierung der Alliierten Unterschlupf suchte. Aber wegen seiner ungeheuren Gestalt und seiner ungeschliffenen Art hatte er sich unmöglich verstecken können, und zwei Monate später, nachdem sie ein griechisches Mädchen gefoltert hatten, damit sie sein Versteck verrate, hatten ihn die Italiener erwischt. Er erzählte mir manche haarsträubende Geschichte über die Behandlung der unglücklichen Griechen durch Italiener und Deutsche. Sie tönten oft geradezu unglaublich, aber während meiner zweijährigen Gefangenschaft wurden noch andere aus Griechenland hergeführt, die in der genau gleichen Weise berichten konnten. Diese Männer bestätigten die Greuelgeschichten über Mord und Tortur, die uns Red in den zehn Tagen, als wir uns zusammen im gleichen «Loch» befanden, erzählt hatte.

In den nächsten Tagen lernte ich unsere ganze Gruppe, die Eigenarten des Lagers und verschiedene andere Dinge kennen. Darunter auch einiges über die Methoden des Hauptmanns Calcaterra, des Lager-Kommandanten.

Unser Tageslauf gestaltete sich etwa folgendermassen:

Um sechs Uhr morgens wurden die beiden dünnen Wolldecken, die man uns am Abend vorher ausgehändigt hatte, unter uns weggerissen, dann wurde einem von uns die Fesseln und Ketten

ausgezogen. Dieser hatte den Boden zu fegen. Wir taten es abwechslungsweise, denn es war zu schön, auch nur einige Minuten von den Fesseln befreit zu sein. Um acht Uhr wurde uns ein Schöpflöffel schwarzer, ungezuckerter Kaffee-Ersatz gereicht, ungefähr soviel wie eine Tasse enthält. Um neun Uhr holte man die erste Gruppe von zwei Mann zum einstündigen Exerzieren hinaus. – Welch gesegnete Erleichterung diese kurze Freiheit bedeutete! Wir stolzierten im kleinen, schmalen Gang auf und ab, zwischen unserer Baracke und der nächsten, immer unter dem aufmerksamen Auge der Wachen, die auf passten, dass wir nicht mit den gewöhnlichen Gefangenen sprachen oder von ihnen Zigaretten empfangen.

Um zwölf Uhr erhielten wir die erste Mahlzeit – einen Suppenlöffel Reis oder Makkaroni, je nach dem Wochentag. (Montag, Mittwoch und Freitag waren die Reis-Tage, Samstag, Sonntag und Dienstag die Makkaroni-Tage, am Donnerstag bekamen wir eine wässrige Fleischbrühe.)

Um zwei Uhr wurde das Brot ausgeteilt, zwei kleine Stücke, ungefähr von der Grösse einer Mädchenfaust. Um fünf Uhr nachmittags kam ein Teller voll gedämpften Gemüses. Das war alles.

Die Bündel, die wir aus dem Spital mit uns gebracht hatten, waren uns am ersten Tag weggenommen worden, sodass wir keine Gelegenheiten mehr hatten, unsere Wäsche zu wechseln. Die Latrine stand in einer Ecke der Baracke und stank fürchterlich, doch es ist geradezu wunderbar, wie man sich sogar an solche Umstände gewöhnen kann. Dazu wurden die Läuse in unserem, von ungewaschenen Männern bewohnten, abgeschlossenen Quartier unvermeidlich. Ich weiss noch, wie Red eines Tages aus-

rief: «Wenn ich nur diese verfluchten Fetzen abschütteln könnte! Meine Lieblingslaus beisst mich eben am Schulterblatt, ich möchte ihr zu gerne das Köpfchen streicheln.»

Am dritten Tag nach unserer Ankunft erschien ein Wächter und zog allen ausser mir die Fesseln aus. Red stellte ihm eine Frage, die ich nicht verstand, obwohl ich schon etwas Italienisch gelernt hatte. Aus der raschen Antwort des Wächters schloss ich, das es etwas mit unserem Urteil zu tun hatte. Später klärte mich Red darüber auf. Ich hatte dreissig Tage Zellenstrafe erhalten, wegen Fluchtversuchs, wegen Widerstand bei der Wiederverhaftung, davon zehn Tage in Fesseln. (Nach Reds Angaben war das die schlimmste Strafe für einen Kriegsgefangenen, es schien darüber ein internationales Gesetz zu existieren.)

Die anderen drei bekamen zehn Tage mit drei Tagen Fesselung, weil sie mir bei meinem Fluchtversuch geholfen hätten. Der Wächter teilte Red ebenfalls mit, dass ich als gefährlicher Verbrecher eingetragen worden sei, was bedeutete, dass es mir nicht erlaubt sein würde, mit einem der Arbeitstrupp, die von Zeit zu Zeit für einen Tag hinausgeführt wurden, mitzugehen. Die meisten Männer verrichteten diese Arbeiten gern, um wenigstens einige Stunden ausserhalb des Drahtverhaus zuzubringen. Natürlich wurden sie streng beaufsichtigt, und die Möglichkeit zu entweichen war gleich Null.

Red figurierte ebenfalls unter den «gefährlichen Verbrechern». Er hatte, wie die anderen, zehn Tage erwischt, weil er einen Offizier nicht gegrüsst hatte.

Als ihre Strafzeit vorbei war, nahm ich von Red und den andern Abschied. Doch ich blieb nicht lange Zeit allein. Noch am

selben Tag wurden zwei andere und am zweiten Tag ein paar weitere eingeführt. In dieser Zelle befanden sich immer zehn bis zwölf Insassen, da die Italiener es sich zur Pflicht machten, den Kerker stets zu füllen.

Während der nächsten zwanzig Tage machte ich die Bekanntschaft einer ganzen Anzahl meiner zukünftigen Kameraden . . . Einige blieben nur ein paar Tage, andere zehn Tage, und einer oder zwei einen ganzen Monat, wie ich. So verfloss endlich auch meine eigene Strafzeit.

#### Viertes Kapitel

Der Morgen meiner «Freilassung» war eiskalt. Der Monat Dezember war angerückt, und die Berge im Norden und Osten waren mit Schnee bedeckt. Ein beissender Wind bliess über die Ebene. Man gab mir mein Bündel und führte mich ins Verwaltungsbüro im Zentrum des Lagers. Die erste bekannte Person, die ich erblickte, war wieder mein lieber alter Russ, der auf mich gewartet hatte. Er erzählte, er sei schon seit drei Tagen hier, und erst nach heftigen Bemühungen fortgekommen, da der alte italienische Arzt so lange gezögert hatte, ihn aus dem Spital zu entlassen. Bei seiner Ankunft im Lager hatte er sogleich erfahren, wo ich mich aufhielt und beschlossen, diesen Morgen abzuwarten. Er hatte mir bereits das Bett neben dem seinen reserviert und mit dem Küchenpersonal verhandelt, damit ich heisses Wasser bekäme, um mich zu baden und meine verlausten Kleider, die ich nun seit mehr als einen Monat trug, zu waschen.

Nach zwei Stunden wurde ich in eine Baracke geschickt. Die-

se Räume waren etwas grösser als die Lagerkerker, jeder fasste rund hundert Mann. Da standen zwei Reihen breiter Holzbetten, je in drei Ränge geteilt. In jedem Rang schliefen vier Mann, sodass eine «Etagenwohnung», wie wir sie nannten, zwölf Mann enthielt. Der Durchgang zur Mitte des Raumes war gerade breit genug für ein Mann. Dann blieb nur noch ein kleiner, kaum zwei Quadratmeter grosser Platz, wo ein Eisenofen stand. Jeder Gefangene besass eine Strohmattreze, zwei taschentuchgrosse Wolldecken und vor allen Dingen zwei Leintücher. Doch wir fanden absolut keinen Platz, um unsere geringen Habseligkeiten zu versorgen. Nur derjenige im unteren Bett hatte den schmalen Raum zwischen Bett und Fussboden. Mit anderen Worten: wir mussten also unsere ganze Habe mit ins Bett nehmen.

In der Mitte des ganzen Lagers war ein zirka hundert Quadratmeter grosser Paradeplatz, wo wir uns frei bewegen durften, solange wir die «tote Linie» nicht überschritten, welche sich, wie schon erwähnt, fünf Meter vor dem Stacheldraht befand.

Die Nahrung war dieselbe wie im «Loch», doch wöchentlich erschien das Rotkreuz-Paket, das Einzige was das Leben lebenswert machte. Als die italienischen Behörden später die Rationen um fünfzig Prozent verkleinerten, würden Tausende von Männern ohne diese Pakete verhungert sein. Aber auch so erreichte die Zahl derjenigen, die direkt oder indirekt vor Hunger starben, eine beträchtliche Höhe.

Ich richtete mich in meinem Bett ein. Zum Glück war mein Platz auf der obersten Etage. Darüber war ich später richtig dank-

bar, denn ich hätte nie geglaubt, dass Menschen so gleichgültig und niedrig werden können, wie einige unseres Lagers!

Russ schlief neben mir; so konnten wir wenigstens unsere kleine Wohnung rein, ordentlich und lausrein halten.

Gerade hinter mir lag ein grosser Australier namens Bull. Er hatte einen herrlichen Körper, gross und kräftig und besass ein heftiges, grübelndes Temperament. Er war imstande, wegen der geringsten Kleinigkeit zu raufen, aber in zwei Minuten nach der Balgerei verband er sorgfältig die Wunden seines Gegners und gab diesem alles, was er besass. Diese Gemütsart interessierte mich, und obschon wir uns verschiedentlich balgten, waren wir doch wirklich gute Freunde. Er hatte einen ungeheuren Appetit, konnte sich niemals sattessen und brütete stets über die Nahrung, oder besser über den Mangel an Nahrung.

Am ersten Morgen erklärte mir Russ den Trick, wie ich um die morgendliche Parade herumkäme, und trotzdem ich den Zweck nicht recht einsah, da ja alle anderen mitzumachen hatten, führte ich ihn durch, um seinetwillen. Am nächsten Morgen besuchte ich zuerst den Arzt, zeigte ihm meine Narben, erklärte ihm, ich sei sehr schwach und bat, mich von der Paradezeit zu dispensieren. Bei der Untersuchung meiner ehemaligen Wunden brach der italienische Arzt plötzlich in Tränen aus und heulte zweimal hintereinander: «Ach, der schreckliche Krieg!» Darauf schrieb er mir das Zeugnis. Dieses musste wöchentlich erneuert werden, und jedesmal händigte der Arzt es mir ohne vorherige Untersuchung aus.

Einige Zeit später entdeckte das Ungeheuer eines Lagerkommandanten, Oberst Calcaterra, die Milde des Arztes gegenüber

uns Gefangenen. Wir hatten ihn zum letzten Mal gesehen ... Es ging das Gerücht, er sei für zwei Jahre eingekerkert worden, doch mit Bestimmtheit konnte nur gesagt werden, dass er eben verschwunden war, und dass ein neuer Arzt, welcher uns eher nach dem Vorbild des Lagerkommandanten behandelte, an seine Stelle getreten war.

Dieser Kommandant war einer der hassenswertesten Charaktere, denen ich je begegnet bin. Sein Aussehen glich vollkommen dem eines Schurken im Film: klein, kahl, rosig, dickbauchig und fett, mit blutunterlaufenen Augen und einem chronischen, grausamen Schmunzeln um den Mund. Er war gebürtiger Sizilianer und vor dem Krieg Polizei-Oberst gewesen. Die armen Zivilisten, die ihm in die Hände gekommen waren, konnten einem nur leid tun. Die grössten Vergnügen seines Lebens bereiteten ihm die unzähligen Ungerechtigkeiten, die kleinen Schikanen, welche wie Nadelstiche in uns arme Gefangene eindringen. Mit Wollust teilte er Strafen aus, ohne jedoch die Vorschriften, die für unsere Behandlung bestanden, je zu übertreten. Zum Strafen gab es natürlich genügend Gelegenheiten. Einmal, zum Beispiel, kurz nach meiner Ankunft, hatte er den Befehl erteilt, uns auf ein gewisses Datum scheeren zu lassen. Mich berührte dieser Befehl nicht sonderlich. Da ich schon beinahe kahl war, machte es keinen beträchtlichen Unterschied aus, wenn die spärlichen Haare auf meinem Schädel abgeschnitten wurden. Aber einige der Boys besaßen herrlich lange Mähnen und protestierten, barhäuptig zu werden – es war ja schon so kalt genug. Trotzdem ihre Einsprache nicht ernst gemeint war, verlor der Kommandant völlig seinen Kopf vor Wut, brachte

Hunderte von bewaffneten Wachen ins Lager, hiess uns antreten wie zu einer Parade, und diejenigen, die protestiert hatten, wurden gewaltsam zum Barbierstuhl geschleppt, wo ihnen zwei Carabinieri die Haare bis zur Schädeldecke abrasierten. Wir anderen waren gezwungen, dem Vorgang beizuwohnen.

Unterdessen erschien ein Lageroffizier, unser unmittelbarer Vorgesetzter, der Feldweibel Cottman. «Cotty» war ein prachtvoller Mensch in jeder Beziehung; durch seinen festen Charakter wurde er von all unsern Boys geachtet. Der Oberst hatte schon lange nach einer Gelegenheit Ausschau gehalten, ihn loszuwerden. Als nun Cotty fragte, was hier geschehe, wurde er ebenfalls auf den Barbierstuhl gesetzt und geschoren. Der Oberst blickte dabei auf ihn herab, weidete sich am Schauspiel, nicht ohne zu bemerken, wie schmutzig Cottys Kopf sei. (Später liess er Cotty in ein Straflager schicken. Wir hörten, dass er dort viel besser behandelt werde, als bei uns.) Als irgendjemand dem armen Cotty Ermutigung zurief, liess unser liebenswürdiger Oberst den Betreffenden fesseln und halste ihm dreissig Tage eisernen Kerker auf – als «Exemplar-Strafe».

In diesem Zusammenhang muss ich noch etwas über den römisch-katholischen Priester, der im Lager für unser Seelenheil sorgte, berichten. Er war der Einzige, der den Obersten zu unsern Gunsten beeinflussen konnte, ein fabelhafter Mensch und Priester: er stand durch dick und dünn zu uns. Ich denke, die Erinnerung an Vater Corti wird für immer in den Herzen aller verwurzelt bleiben, die die Entbehungen dieses höllischen Lagerlebens miterlitten.

Wenn je ein Mann verdiente heiliggesprochen zu werden, dann bestimmt er. Ich kann sein freundliches, vom wallenden Silberhaar und Bart umrahmtes Gesicht heute noch vor mir sehen. Alt, jedoch keineswegs gebrechlich, ging er unter seine Boys und redete ihnen mit seiner weichen Stimme Trost zu. Sein Englisch war perfekt, denn er hatte etliche Jahre als Missionar in Afrika verbracht. Der grösste Wunsch, der ihn bewegte, war, eine kleine Lagerkapelle errichten zu lassen. Als er endlich das nötige Geld aufgebracht hatte, fanden sich hundert Burschen aller Konfessionen freiwillig ein, um das Werk auszuführen. Heute besteht die schöne Kapelle als Denkmal der Gefangenen und der unermüdlchen Bestrebungen des Padre, diesen Männern, wovon viele schon alle Hoffnungen verloren hatten, den Lebenswert wieder zu zeigen. Vater Cortis Ziel und Bestreben war: die Menschen zu retten, nicht ihr Leben zu zerstören. Mit diesem Ziel vor Augen arbeitete er unter den Gefangenen ebenso gewissenhaft, wie unter seinen eigenen Landsleuten.

Die Eintönigkeit wurde mindestens einmal in der Woche durch die ständigen Kontrollen unterbrochen. Es waren empfindliche, demütigende Prüfungen, die man uns auferlegte. Unverzüglich nach der Kontroll-Parade (sieben Uhr im Sommer, neun Uhr im Winter) erhielten wir den Befehl, unsere persönliche Habe mitsamt Bett und Bettzeug in den Hof hinauszuschleppen und sie genau an den Platz zu stellen, der uns für die Parade angewiesen wurde. Zur Erleichterung des Kontroll-Offiziers wurden wir dem Alphabet nach aufgestellt. Der Offizier konnte so mit einem Blick feststellen, wer fehlte.

Da die Namen der Abwesenden in Spital oder «Loch» bei der Verwaltung nicht immer eingetragen waren, mussten wir manchmal stundenlang in Achtung-Stellung bleiben, während die gewohnt schlampige Nachforschung stattfand.

Sobald unsere Habe auf dem Platz bereitgestellt war, strömten italienische Offiziere und ein Schwarm Polizisten zur Durchsichtung in das Lager. Sie teilten sich in Gruppen ein, und während die einen sich über unser Zubehör hermachten und jeden Gegenstand einzeln prüften, griffen andere unsere «Buden» an, rissen alles heraus, und oft wurde sogar der Boden aufgedeckt und die Erde darunter gründlich abgesucht. Nachdem unsere Habe kontrolliert und auseinandergezupft worden war, nahmen uns die für unsern Abschnitt bestimmten Caps selber noch fachmännisch unter die Lupe.

Kontrolltage steigerten jedesmal die Anzahl der Männer, die ins Loch kamen, denn manche zogen es vor, drei Tage in den Kerker gesteckt zu werden, als den ganzen Tag draussen auf dem Hof zu stehen, im kalten, beissenden Winterwind, oder in der glühenden Sommerhitze und die unzähligen Offiziere zu grüssen, die immer hin- und herschritten. Es schien, als wollten sie uns Gelegenheit für eine Bestrafung geben.

Das waren Tage, an denen man leicht ausser Fassung geriet und einem gelegentlich die Nerven versagten. Sicherlich ahnten die italienischen Behörden nicht, wie oft wir der Meuterei nahestanden. Natürlich wurden wir gezwungen, uns vollständig auszuziehen; darob freuten sich die Caps göttlich und stürzten sich mit Feuereifer in ihre Aufgabe. Ich muss allerdings sagen, dass sich die Dinge gegen das Ende meiner Gefängniszeit etwas ver-

änderten, und sie diese Angelegenheit ebenso zu hassen begannen wie wir.

Die Liste der verbotenen Artikel war viel zu lang, um sie aufs Papier zu bringen – es ist besser, das zu nennen, was uns erlaubt war: die britische Uniform, Unterwäsche (alles ausser Khaki-Hemden beschlagnahmt), Stiefel (Halbschuhe beschlagnahmt), Esswaren der Rotkreuz-Pakete, die geöffnet wurden (ungeöffnete Büchsen wurden beschlagnahmt) und Briefe von zu Hause, vorausgesetzt, dass der italienische Zensurstempel noch unversehrt war (sonst beschlagnahmt).



Gelegentlich bekamen wir Besuch vom Vertreter der Schutzmacht. Der Besucher war, bis Amerika in den Krieg eintrat, immer ein Amerikaner gewesen. Nachher waren es Schweizer.

Unsere Beschwerdelisten lagen immer schon wochenlang vorher bereit, doch erst ein Tag vor dem Besuch wurde jeweils gemeldet, dass man eine berechtigte Beschwerde herauschreiben und sie mit beigefügten Unterschriften ins Büro schicken könne. Einige waren dumm genug, solche Listen zu schreiben und wunderten sich nachher, warum sie immer wieder ohne offenbaren Grund ins Loch gesteckt wurden. Unsere Besucher wurden immer geschickt verhindert, mit den einzelnen Gefangenen in Kontakt zu treten. Doch einmal gelang es einem Schweizer, in unsere Nähe zu kommen, bevor seine italienische Begleitung dazwischentreten und ihn von uns weggleiten konnte. Dafür war nachher die Hölle los. Zahlreiche italienische Beamten wurden zur Strafe an die russische Front geschickt. Aber unsere Lage wurde doch

etwas besser. Als erstes errichtete man einen neuen Betonbunker, da wir uns über den alten, seiner Gesundheitsschädlichkeit wegen, heftig beschwert hatten. Wir hatten aber nicht viel gewonnen, denn der Oberst sorgte dafür, dass der neue Kerker immer dicht bewohnt war.



Als ich versuchte, mich dem Gefängnisleben anzupassen, wurde mir bewusst, dass ich etwas unternehmen musste, um meine geistige Gesundheit zu erhalten. Ich bemerkte die tragische Apathie, in der die meisten meiner Kameraden lebten. Viele lagen einfach auf dem Bett, starrten mit dunklem, leerem Blick an die Decke, und nur die Mahlzeiten oder die Lagerdienste oder die wöchentlichen Durchsuchungen jeden Freitag brachten sie ins Leben zurück. Andere sassen in kleinen Gruppen zusammen, nahmen jeden klatschend aufs Korn oder klagten jeden zweiten wegen Diebstahls an. Aber die schlimmsten Typen waren die Spielteufel, die den lieben langen Tag Karten spielten, bis um neun Uhr abends, wenn das Licht ausgelöscht und Schweigen befohlen wurde. Sie sassen auf einem der Betten, teilten die Karten aus, spielten mit hölzernen Gesichtern, sprachen kaum ein Wort unter sich, ausser was zum Spiel notwendig war, und die unvermeidliche Zigarette baumelte ihnen aus den Mundwinkeln. Vier der Boys verbrachten jeden Tag in dieser Weise. Ich denke, dass sie jetzt, da ich dies niederschreibe, ein Jahr später, immer noch beim Kartenspiel sitzen, aber unter deutscher Bewachung...

Es gab jedoch auch andere, die ihre kleinen Beschäftigungen fanden, die «Wohnungen» reinigten, die Mahlzeiten brachten und so weiter. Einer davon, dem wir seiner politischen Einstellung

wegen den Übernamen «Joe Stalin» angehängt hatten, war besonders lobenswert. Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, die Latrinen rein zu halten. Und er hielt sie wirklich tadellos sauber; das heisst, so sauber, wie italienische Latrinen eben gehalten werden können. Ich glaube sogar, dass wir es seinem Heldentum zu verdanken hatten, dass keine ansteckenden Krankheiten bei uns ausbrachen.



Diese ersten Dezembertage waren sehr kalt, der beissende Wind heulte ununterbrochen. Keiner der Männer hatte gute Kleider, nur diejenigen, die noch aus dem Spital die Felduniformen besaßen; die andern trugen bloss die Bekleidung, die sie bei der Gefangennahme erhalten hatten. Überzieher besaßen wir überhaupt nicht mehr. Später sandte das Rote Kreuz Kleider für etwa fünfhundert Mann, sodass ein Teil der fünftausend damit versorgt werden konnte. Aber erst im nächsten Sommer wurden genügend Kleider zur Verfügung gestellt, um jeden auszurüsten. Während dieses bitterkalten Winters trug ich immer meine ganze Garderobe auf mir. Nur an schönen, sonnigen Tagen streifte ich die untersten Kleidungsstücke ab, wusch sie schnell, liess sie trocknen und zog sie über alles andere wieder an.

Ungefähr zu dieser Zeit hörten wir Gerüchte über Auchenecks Offensive in der Wüste. Es berührte uns «Ehemalige» peinlich zu hören, dass all dieses damals gewonnene Land von Neuem erkämpft werden musste. Von den Italienern, die unsere Mahlzeiten brachten, vernahmen wir auch, dass Japan gegen die U.S.A. und uns in den Krieg getreten sei. Die Italiener versorgten uns

ebenfalls mit alten Zeitungen, woraus unser Dolmetscher gewisse Artikel notierte und übersetzte. Diese wurden uns dann abends in unseren Wohnungen vor dem «Licht-auslösch» von Andy vorgelesen.

Seit unserer Spitalzeit hatten Russ und ich die Nachrichten von der russischen Front gesammelt, welche wir den stark übertriebenen deutschen Communiqués entnahmen. Bis zum Tag, als Russ im April 1943 wieder in seine Heimat gelangte, hatten wir diese Berichte so gewissenhaft verfolgt und bis dahin folgendes Total erreicht:

Die Deutschen hatten 200 Millionen Russen gefangen genommen, 1'200'000 Tanks und fast 2 Millionen Flugzeuge zerstört oder erbeutet, zusammen mit zirka 3'500'000 Geschützen jeden Kalibers, dazu astronomische Quantitäten andern Materials, wie Maschinengewehre, Gewehre usw. Diese Notizen trug Russ unter seinem Leibchen, da dies die einzige Stelle war, die bei den wöchentlichen Durchsuchungen nicht geprüft wurde.

Es war im Lager verboten, irgendwelches Schreibmaterial zu besitzen. Nur bei den wöchentlichen Erlaubnissen, heimzuschreiben, wurde uns solches ausgehändigt. Später, nach einem Besuch aus dem Roten Kreuz, erlaubte man uns, Schulhefte zu halten. Die Namen derjenigen, welche solche erhielten, wurden eingetragen, und die Hefte mussten periodisch zur Kontrolle abgegeben werden. Jede herausgerissene Seite und jedes gestrichene Wort bedeuteten dreissig Tage Kerker. Die Strenge war aufgekommen, weil irgendein Goethe oder Schiller ein Gedicht über den Obersten in den Anfängen des Bestehens unseres Lagers geschrieben

hatte. Das Gedicht war dummerweise von den Cabs entdeckt worden. Später wurde es von einem repatriierten Australier heimgeschmuggelt und dort in einem Wochenblatt veröffentlicht.

Der betreffende Australier war einer der fröhlichsten Gesellen, denen ich je begegnete. Er hatte bei Dema seinen linken Arm verloren. (Das Gedicht schmuggelte er übrigens in seinem armlosen Jackenärmel durch, als er in die Heimat zurückfuhr.) Er war wegen einer der besten Anglergeschichten der Welt bekannt. Eines Tages, erzählte er, habe er einen Fisch gefangen, der so lang gewesen sei wie seine beiden ausgestreckten Arme – «und», fügte er bescheiden hinzu, «mein anderer Arm liegt am Strand von Derna».

## Fünftes Kapitel

Die Tage dieses schrecklichen Winters kamen und vergingen eintönig. Weihnachten brachte keine Abwechslung, und das Einzige, was das öde Grau brechen konnte, waren die gelegentlichen Briefe von zu Hause, und die häufigeren von Frau Buchli. Sie war so treu geblieben wie ihre Worte. Sie korrespondierte regelmässig mit meiner Familie und schrieb mir die Nachrichten, und etliche praktische Geschenklein fanden aus der Schweiz den Weg zu mir. Doch nie brachte ich den Mut auf, sie um eine Photographie zu bitten.

Schliesslich fanden auch die Wintermonate ein Ende. Im April wurde es bereits Frühling. Bessere Zeiten schienen anzubrechen. Aber bald zerstob unsere Hoffnung wieder – die italienischen Behörden reduzierten nämlich unsere Rationen um die

Hälfte. Schon unter normalen Umständen wäre dies schlimm gewesen – wir hatten nicht einmal dann wirklich genug zu essen – doch zur gleichen Zeit fielen auch die Rotkreuz-Pakete aus irgendeinem unbekanntem Grund während ungefähr acht Wochen aus. Die Nachricht traf uns wie eine Bombe. In den nächsten Wochen sank die Moral einiger Gefangenen erschreckend. Man konnte die Leute kaum wieder erkennen. Kameraden, welche früher grosszügig ihre Rationen untereinander verteilt hatten, beobachteten einander argwöhnisch, ob der eine nicht ein Reiskorn mehr bekommen habe als sein Nachbar . . . Die ausgefeilten Verteidigungsmethoden hätten lustig gewirkt, wenn die Lage nicht so tragisch gewesen wäre. Bei der geringsten Herausforderung brachen zwischen den Gefangenen Balgereien aus.

Der Bulle wurde immer launischer, ein Funke Wahnsinn begann in seine Augen zu steigen. Ein junger Neuseeländer, der unter Russ schlief, brach unter grauenhaften Anfällen völlig zusammen. Das reizte die schon auf geriebenen Nerven der andern; manche wurden von seinem Wahnsinn angesteckt, sodass ich mich oft fragen musste, ob sich eigentlich noch ein gesunder Mensch in unserer Bude befinde.

Vor seiner Krankheit war dieser kleine Neu-Seeländer einer jener unbedeutenden Menschen gewesen, einer jener kleinen Beamtentypen, die sich meistens einen richtigen Hausdrachen zur Frau nehmen. Doch jetzt wurde er heftig wie eine platzende Sprengstoffkugel. Mit blutunterlaufenen Augen und schäumendem Mund schlug er um sich, raste und zerschmetterte alles, was ihm in die Hände geriet. Seine Lage wurde den Behörden gemeldet, aber zuerst kümmerten sich diese nicht darum. Erst nach eini-

gen Wochen brachte man ihn in eine Irrenanstalt, worauf wir nichts mehr von ihm hörten.

Diese Zeit wurde zu einer schweren Prüfung für Männer wie Russ, den Major, Joe Stalin und Red Berry. Man konnte Reds riesige Gestalt buchstäblich einschrumpfen sehen; Russ, der ungefähr gleich gross war, sah aus wie eine wandelnde Telegraphenstange; der Major und Joe Stalin, beide hager, magerten noch mehr ab, sodass man erwartete, der erste Windstoss blase sie fort. (Zum Glück konnte ich mich selber nicht betrachten, denn Russ verglich mich mit einer ausgehungerten Krähe.) Diese wenigen waren jedoch immer fröhlich, ermunterten die andern mit Spässen, versuchten Spiele zu organisieren, Vorträge abzuhalten, Klassen zusammenzustellen und taten alles, was sie vermochten, um den Burschen die schweren Gedanken und den Hunger zu verscheuchen.

Was ich am meisten vermisste, waren Zigaretten und Tabak. Mit der «Dürre», wie wir die Zeit nannten, wurde auch die Zuteilung von italienischen und Rotkreuz-Zigaretten eingestellt. Oft sass ich da und träumte von einem langen, kühlen Zug aus meiner Pfeife und fand etwas Erleichterung für meine Sehnsucht, wenn ich sie fest zwischen meine Zähne gepresst im Mund hielt. Eines Tages, als ich in meine Taschen griff, fand ich einige Überreste von Tabak, die wahrscheinlich noch aus dem dickgefüllten Beuteln der guten alten Zeit stammten. Im Sturm durchstöberte ich alle meine Taschen und sammelte genügend davon, – allerdings mit viel Staub und Flaum darunter – um mir eine magere Pfeife zu stopfen. Feierlich zog ich mich mit meinen Freunden auf die oberste Etage unserer Wohnung zurück, wo unser Rauchfest be-

gann. Mit reiner Freude reichten wir die Pfeife hin und her. Wie ich einmal auf schaute, bemerkte ich den sehnsüchtigen Blick des Bullen. Ich reichte ihm die Pfeife und forderte ihn auf, einen Zug zu nehmen. Begierig griff er danach und inhalierte tief; er vergass diesen Zwischenfall nie, war mir gegenüber ergeben wie ein Hund und später, als er wahnsinnig wurde, liess er sich von mir behandeln wie ein Kind.

Russ wollte eine gleiche Untersuchung seiner Taschen nach verirrteten Tabakresten vornehmen, doch wir liessen dies nicht zu. Zwei Pfeifen in einem Tag konnten wir uns nicht erlauben, wir mussten an die Zukunft denken. Tatsächlich konnten wir dafür am nächsten Tag unsere Feier wiederholen.

Eines Morgens kam nach Beendigung der Kontroll-Parade ein italienischer Offizier umherstreifend in unser Abteil und hielt gelassen eine Zigarette im Mund. Jede seiner Bewegungen wurde von ungefähr fünfhundert Mann heimlich beobachtet. Man konnte beinahe hören, wie ihre Augen den Bewegungen dieser Zigarette nacheilten. Jedes Gehirn war vom gleichen Gedanken erfüllt: Wenn er den Zigarettenstummel wegwirft, stürze ich mich drauf! Nach und nach, als die Männer begannen, sich um ihn zu drängen, wurde er jedoch nervös, drehte sich auf den Absätzen um und schritt zur Türe. Nachlässig warf er seine Zigarette weg und zertrat sie mit dem Fuss. Der heissersehnte Stummel blieb natürlich hartnäckig an seiner Sohle hängen. Aller Blicke folgten ihm zum Ausgang. Wird die Zigarette sich lösen? Nein, sie löste sich nicht... als er draussen war, brach ein Stöhnen über unsere Lippen.

Wahrscheinlich denkt der Offizier noch heute, wir hätten damals einen Überfall beabsichtigt!

Einmal im Monat bereiteten uns die Italiener heiße Duschen. Da konnte man erst recht feststellen, wie unterernährt die Gefangenen waren. Ich hätte niemals gedacht, dass Menschen derart abgezehrt weiterleben könnten. Viele standen wirklich vor dem Hungertod. Es war kein besonderes Ereignis mehr, wenn einer auf dem Parade-Platz umkippte. Einige wurden so schwach, dass sie nicht einmal mehr ohne Hilfe zur Latrine gehen konnten. Ich selber litt gegen das Ende unter «Verdunkelungen». Wenn ich eine Weile gesessen hatte und wieder aufstand, schwebten schwarze Tupfen vor meinen Augen. Ich bemerkte «leere Perioden», während derer mein Bewusstsein einfach aussetzte. Meine Vorträge und Klassen, womit ich um die Weihnachtszeit begonnen hatte, musste ich aufgeben, da ich die Anstrengung nicht mehr aushielt.

Das Gesamtgewicht der wöchentlichen Rationen für einen Mann betrug zweieinhalb Kilogramm. Dabei war alles eingeschlossen, der Abfall im Gemüse, die Knochen im Fleisch, das Reis, Brot, Salz usw. und alles Trinkbare. Ein Total von dreihundertfünfzig Gramm pro Tag. Ich frage mich oft, wie wir diese Zeit überstehen konnten – ich weiss es nicht!

Dann brach die Dürre plötzlich ab. Ich werde das nie vergessen! Stürmische Aufregung brach aus, als uns gemeldet wurde, dass Pakete am Bahnhof angekommen seien, und nur noch auf die Italiener warteten, den Transport zu ermöglichen und sie in das Lager zu bringen. Viele standen stundenlang beim Eingang und

schaute auf die Strasse zum Bahnhof. Dann kam die zweite Aufregung – der grosse Transportwagen mit Anhänger rollte weg in die Richtung der Eisenbahn. Unsere Pakete waren immer in solchen Wagen hergeführt worden. Ungefähr um drei Uhr nachmittags kehrte er zurück und die hellen Kartonschachteln des Roten Kreuzes wurden in ihrer ganzen Pracht sichtbar. Erregte Beifallsrufe ertönten. Die Wache wurde sofort alarmiert, doch der befehlhabende Offizier entdeckte bald, wem unser Hallo galt und liess sie wieder abtreten.

Dann wurden zu unserer grossen Enttäuschung die Pakete in das Magazin, ausserhalb des Lagers gebracht; der Oberst hatte erklärt, sie würden erst am Freitag, dem regulären Verteilungstag, herausgegeben. Noch zwei ganze Tage! Aber die gute Stimmung liess nicht nach; die Pakete waren nun auf alle Fälle im Lagerhaus und in Sicherheit. Zwei Tage konnten nicht mehr viel ausmachen.

Nie schienen jedoch seit der Schöpfung der Menschen zwei Tage so lang zu sein. Endlich war diese Wartezeit doch verstrichen. Wir wurden in Gruppen aufgeteilt. Man führte jede Gruppe unter strenger Bewachung, in gleichmässigen Abständen, zum Lagerhaus. Jedes einzelne Paket wurde von den Offizieren kontrolliert und jede Büchse angestochen, zur Sicherheit, dass alles aufgegessen werde. Wir hätten ja hamstern und für einen Fluchtversuch Vorräte sammeln können.

Heute kam unsere Gruppe als letzte an die Reihe. Beim Warten wurde ich beinahe ohnmächtig. Wann kam ich nur endlich dran? Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis ich schliesslich vor dem Tisch stand, an welchem man die Pakete aushändigte. Nun

hielt ich es sogar in den Händen, und Wellen der Erleichterung überströmten mich.

In unserer Wohnung rissen Russ und ich die Pakete unverzüglich auf. Wir wussten wohl, dass es in unserem Zustand gefährlich war, zuviel auf einmal zu essen, und wir setzten unsere ganze Willenskraft daran, uns zu beherrschen. Alles wurde in Portionen eingeteilt, sodass wir an jedem Tag der folgenden Woche über eine gleiche Quantität verfügten. Zigaretten waren ebenfalls angekommen. Es war ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, sich nach dem Essen zurückzulegen, dicke Rauchwolken auszupuffen und den andern zuzuschauen. Einige sassen vor ihren offenen Paketen und glotzten auf den einladend aufgeschichteten Inhalt. Andere frassen wie Wölfe zusammen, was sie konnten. Wieder andere, darunter Russ und ich, assen nur wenig und teilten ihre Ware für eine Woche ein. Plötzlich stiess mich Russ an und sagte: «Schau mal auf den Bullen.» Während der nächsten Stunde sass ich nun da und beobachtete eine erstaunliche Vorstellung. Der Bulle verschlang den ganzen Inhalt seines Paketes, mitsamt dem Tee, wovon jedes Päckchen hundertzwanzig Gramm enthielt, und dann legte er sich mit geschwellenem Bauch zurück und rauchte eine Zigarette nach der andern. Da wusste ich, dass unser Bulle wahnsinnig geworden war . . .

Während des folgenden Monats wurde er nach und nach völlig verrückt. Seine Umnachtung unterschied sich von derjenigen des Neu-Seeländers insofern, dass der Bulle nur gegen sich selbst wütete und nicht seine ganze Umgebung angriff. Er stürzte sich gegen die Wand, prallte dagegen und zog sich bei seinen Versu-

chen, sie mit dem Kopf einzuschlagen oder sich mit aller Kraft auf den Boden zu schleudern, furchtbare Verletzungen zu. Zweimal retteten wir ihn vor dem Ersticken, als er eine Schnur um seinen Hals gebunden hatte und ein stämmiges Scheit handhabte, um sie zuzuziehen. Eines Nachts besprachen Russ und ich seinen Fall und beschlossen, für ihn irgendeine Arbeit aufzutreiben, die seinem Geist helfen könnte. (Er hatte während der Kämpfe im Orient mitten in irgendeinem blutigen Gemetzel gestanden und konnte diese Erinnerungen nicht loswerden.)

Am nächsten Morgen begab ich mich zu unserem Verwalter und bat diesen um Arbeit für den Bullen. Darauf wurde ihm erlaubt, Abzugsgräben im Hof auszuheben. Einige Zeit ging es ihm auch besser, doch nach einem schweren Rückfall beförderten ihn die italienischen Behörden in eine Anstalt, wo er sich – wie wir später erfuhren, aus dem Fenster stürzte und das Genick brach.

Nun zurück zu unseren Paketen. Diejenigen, welche sich überfressen hatten, mussten bald teuer dafür bezahlen. Die ganze Nacht erbrachen sich einige, andere hatten heftige Schmerzen, viele litten an Ruhr. Am nächsten Morgen war die Zahl der Kranken so gewaltig, dass der Oberst andeutete, die Rotkreuz-Pakete würden zukünftig infolge Krankheit durch Überessen eingestellt werden. Zum Glück wurde später nichts Derartiges mehr erwähnt; unsere Boys waren nun gescheiter geworden.

Die Besserung des Zustandes der Gefangenen konnte fast sofort festgestellt werden. Zwei Wochen nach dem Ende der Dürre waren einige wieder fast normal. Viele waren jedoch während dieser acht Wochen völlig zusammengeklappt; sie werden sich

nie wieder aufrichten können, sondern irgendwie von wohltätigen Organisationen unterhalten werden müssen, denen sie zur Last fallen.

Während dieser Monate begannen trübe Nachrichten zu uns zu gelangen. Vom Fernen Osten, wo die Japaner alles zu über-rumpeln schienen: Singapore war dahin, Neu-Guinea überfallen, viele Inseln verloren – die Japaner befanden sich schon beinahe an den Toren Australiens. Die Deutschen schlugen, nach ihren eigenen Berichten, Russland in Stücke, und in der Wüste wich man abermals vor Rommels Truppen zurück.

In diesem Sommer wurde einer von Joe Stalins Wünschen verwirklicht. Nach etlichen Unterredungen mit den italienischen Behörden wurde beschlossen, dass er seinen Plan, die Errichtung neuer Latrinen, ausführen dürfe, obschon man unser Bedürfnis, einen Platz zu haben, den wir ordentlich und rein halten konnten, nicht verstand.

Die Rekonstruktionsarbeit wurde einer Sektion Pioniere übergeben, und es wurde eine erstklassige Arbeit. Es brauchte allerdings einige Zeit, bis wir uns den durchdringenden Gestank der alten Latrine abgewöhnt hatten. Duschen wurden ebenfalls für uns erbaut. Auch sie waren eine grosse Wohltat: wir konnten nun jeden Tag eine Dusche nehmen. Die Italiener im Lager betrachteten uns als verrückt, dass wir täglich zu baden wünschten, und wir hatten bei diesen ungewohnten Vorgängen immer eine Menge Zuschauer.

Inzwischen waren die Kontrolltage auf zwei pro Woche gestiegen. Aber jetzt waren wir raffinierter geworden. Es ist erstaunlich, wieviel Plätzchen man ausfindig machen kann, um Dinge zu

verstecken, wenn man wirklich etwas verstecken will. Den Oberst würde ohne Zweifel der Schlag getroffen haben, hätte er zum Beispiel geahnt, wieviele Kompassse sich in unserem Lager befanden. Wir besaßen auch einige Photo-Apparate und beträchtliche Summen italienischen Geldes. (Offiziell erhielten wir pro Tag eine Lire, aber diese wurde uns nur in Form von Gutscheinen auf die Lagerkantine ausbezahlt.) Ich selber hatte mir ungefähr zweitausend Lire angelegt, die zweimal in der Woche regelmässig in Gefahr gerieten. Wir hatten ebenfalls unsere Verbindungen mit der Aussenwelt durch einen unglücklichen Soldaten, der einen tiefen Groll gegen die Cabs hegte. Er schmuggelte jeweils die Dinge herein, die ich für meinen Fluchtplan brauchte. Russ und ich hatten eine gemeinsame Flucht öfters durchbesprochen, aber ich wollte sie nicht ausführen, ehe nicht Russ in seine Heimat zurückbefördert wurde.

Wir waren beide schon vor die Repatriierungskommission gestellt worden, die aus schweizerischen, deutschen und italienischen Aerzten bestand. Auf Russ hatten sie nur einen Blick geworfen und ihn sogleich entlassen. Mich hatten sie dreimal hergerufen, doch aus ihren Gesichtern konnte ich deutlich lesen, dass keine Chance für mich bestand. Nach den Listen, die herauskamen, konnten Russ und der Major, zusammen mit etwa zwanzig anderen, entlassen werden. Doch Russ ging am festgesetzten Datum nicht weg. Im letzten Moment erlitt er einen schweren Rückfall, und man liess ihn nicht aus dem Spital. Das war ein schrecklicher Schlag für den armen Russ; er hatte dann noch ein ganzes Jahr zu warten, bis er aus dem Lager geholt wurde.

Der erste wirkliche Fluchtversuch fand in diesem Sommer statt. Er wäre beinahe gelungen. Wenn die Nerven und das Glück des Mannes noch eine halbe Minute länger standgehalten hätten, wäre er davongekommen. James Horsy stammte aus Zypern, sprach geläufig italienisch und englisch, dazu noch seine Muttersprache. Zu dieser Zeit errichtete man zwei neue Baracken, da weitere zweitausend Gefangene aufgenommen werden sollten. Zu diesem Zweck wurden italienische Arbeiter herbeigeholt. Sie wurden streng bewacht und durch provisorische Drahtverhaue von uns getrennt. Dennoch fand Horsy irgendwie Kontakt mit ihnen. Sein Plan war gut ausgedacht, dennoch ganz einfach. Die Arbeiter waren von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends am Werk. Nachdem er sich nun angemessen aufgeputzt hatte, reihte sich Horsy einfach in ihre Gruppe ein und schritt mit ihr zum Hauptausgang. Hier wurden alle kontrolliert, aber Horsy überstand nicht nur das, sondern auch sein zweites Hindernis mit Leichtigkeit. Er kam heraus – er war frei. Doch in diesem Moment wünschten ihm zwei umherstreifende Cabs «Guten Abend». Der Idiot erwiderte prompt und höflich den Gruss, doch unglücklicherweise auf englisch. Da wurde er natürlich gleich gepackt und für dreissig Tage ins Loch gesteckt.

Kurz nachher gelang es auch einem jungen Neuseeländer beinahe, zu entfliehen, doch der Versuch kostete ihm sein Leben. Er hatte sich irgendwie einer Drahtschere bemächtigt. Damit hatte er Nacht um Nacht auf dem Bauch in dem engen Abzugsgraben, der direkt unter dem Drahtverhau auslief, gelegen und sich seinen Weg durch dieses schreckliche Gewirr geschnitten. Als alle aus-

ser dem letzten Strang überwunden waren, wurde er von einer Wache entdeckt. Diese schritt bis auf zwei Meter an ihn heran und schoss den unglücklichen, im Drahtnetz liegenden Burschen nieder.

Die Wache erhielt für diese Heldentat fünfhundert Lire und vierzehn Tage Urlaub; nach dem Vorfall setzte eine Schreckensherrschaft ein. Jede italienische Wache wollte nun fünfhundert Lire und vierzehn Tage Urlaub gewinnen, und es wurde gefährlich, bei Nacht zur Latrine hinauszugehen. Da piffen Schüsse, und nur der Umstand, dass die Italiener ganz miserable Schützen sind, rettete manches Leben. Dennoch wurden vier Mann verwundet, dem einen das Nasenbein weggeschossen!

Die Zahl der dem Irrsinn nahen Männer steigerte sich wieder. Zu unserm Glück befanden sich keine gefährlichen Fälle unter ihnen, denn die Italiener weigerten sich, sie abzüsendern, bevor sie gewalttätig wurden. Einer der armen Teufel stand tagelang da, blickte zum Drahtgitter, murmelte: «Ich werde es schaffen, ich werde es schon schaffen», und knallte dabei mit Daumen und Mittelfinger in die Luft. Eines Nachts rannte er aus der Baracke und schwang sich über das hohe Gehege, als wär's ein Kinderspiel. Während seiner Kletterpartie wurde er von den kräftigen Strahlen der Scheinwerfer gefunden, und alle Wachen schossen auf ihn. Doch er kam heil davon und stürzte in der Dunkelheit weiter. Am Morgen fanden ihn einige Arbeiter bewusstlos, ungefähr sechzehn Kilometer vom Lager entfernt, in einer Steingrube. Er wurde dann vom Lager weggebracht. Später erfuhren wir, dass man ihn irgendwo in Süd-Italien bei einem wiederholten Fluchtversuch erschossen hatte.

## Sechstes Kapitel

Die Nachrichten wurden gegen Herbst etwas besser. Die El Alamein-Stellung war konsolidiert worden, die Deutschen stockten vor Stalingrad, die Japaner hatten im Pazifik ausgespielt.

Zu dieser Zeit begann ich mich um Russ zu ängstigen. Er wurde schwermütig. Die Enttäuschung, nicht heimgeschickt zu werden, hatte ihn bitterlich getroffen. Die Tatsache, dass er nie wieder Sport treiben konnte, lastete ebenfalls auf seinem Gemüt. Ich machte ihm klar, dass ich mich ja in derselben Lage befand, doch er erwiderte, das sei etwas anderes, ich hätte ja zwei Söhne zu Hause und könne in ihnen meine Sportszeit wieder erleben. Vielleicht hatte er auch Recht.

Vor einiger Zeit hatte ich einige Photographien von meiner Familie erhalten, und Russ war beim Anblick meines ältesten Jungen sehr ergriffen. Zwei oder drei Tage später war die Photographie verschwunden. Das ärgerte mich. Ich dachte, sie sei irgendwo verloren gegangen, denn dass jemand mir das Bild hätte stehlen wollen, konnte ich mir nicht vorstellen.

Kurz danach sah ich Russ allein in einer Ecke hocken und völlig abwesend etwas betrachten. Als ich näherkam, bemerkte ich, dass er das Bild meines Sohnes in den Händen hielt.

Er war etwas beschämt, mir das Photo gestohlen zu haben, erklärte mir jedoch, dies sei das einzige Ding, das er von mir begehre. So schenkte ich es ihm, und nachdem er es hübsch eingeraht hatte, steckte er es über sein Bett. Da lag Russ nun stundenlang und schaute das Bild an.

Eines Tages machte er mir einen Vorschlag. Ob ich recht oder unrecht gehandelt habe, kann ich heute nicht beurteilen.

Wir hatten auf unseren Betten gelegen und über Dinge im Zusammenhang mit unserer Vergangenheit gesprochen, als ich zufälligerweise den Namen eines berühmten australischen Rugby-Fussballers erwähnte. Wir tauschten unsere Meinungen über den bekannten Mann aus und erinnerten uns an einige seiner Aussprüche. Der bekannteste lautete: «Gib mir irgendeinen gesunden Durchschnittsjungen, und sofern er jung genug zu mir kommt, mache ich einen internationalen Spieler aus ihm. Er wird in einer reinen Fussball-Atmosphäre leben, wird Fussball essen, Fussball trinken, von Fussball träumen. Auf diese Weise kann ich etwas Grosses zustande bringen».

Verwundert bemerkte ich nun Russ' veränderten Gesichtsausdruck. Ich sah, dass ihn irgendein Gedanke, ein plötzlicher Einfall, tief beschäftigte. Als er fragte: «Wie alt ist eigentlich Glen?» war meine instinktive Antwort: «Nein, Russ, ihn bekommst du nicht!»

Während der folgenden Tage lastete ein Alpdruck auf mir. Russ brachte unsere Gespräche beständig auf meinen zehnjährigen Jungen zurück. «Mac, gib ihn mir doch!» bat er immer wieder. «Du weisst, dass ich genug besitze, um ihm alles zu geben, was er im Leben braucht. Ich kann ein Haus in der Nähe der Sydney Universität mieten, ich kann ihn ausbilden, er kann die besten Schulen besuchen, ich kann ihn den besten Trainern geben, und mit zwanzig Jahren wird er ein internationaler Spieler sein. Ich möchte ihn zu einem Stürmer machen.»

Ich brachte einen Vorwand nach dem andern hervor; er sei ja noch ein Kind, vielleicht würde ihn das Fussballspiel überhaupt

nicht interessieren . . . und für einen Stürmer wäre er wahrscheinlich zu klein und zu wenig kräftig . . . Doch Russ winkte bei jedem Vorwand ab.

«Gib ihn mir!» drängte er, «du weisst, dass du ihn mir schuldig bist. Wenn du mich damals in Toowooba nicht beim Fassen im Hochsprung zerdrückt hättest, hätte ich selbst für Australien gespielt.»

«Und», gab ich zurück, «wenn du deine mächtigen Füsse im Zügel gehalten hättest, wäre dein Schuh nicht in meinen Unterkiefer gestossen und hätte ihn nicht gebrochen ... ich hätte dann ebenfalls für Australien gespielt. Was Glen anbelangt, wollte ich ihn sowieso als Verteidiger ausbilden.»

Russ wollte nichts davon wissen. «Er wird es auf achtzig bis neunzig Kilogramm bringen und viel zu kräftig sein, um als nichtiger Verteidiger vergeudet zu werden», sagte er. «Wenn er dazu noch deine damals wunderbare Geschwindigkeit erbt, stell dir nur vor, welch prachtvoller Stürmer ich aus ihm machen könnte!»

«Aber, Russ», protestierte ich, «was würde seine Mutter dazu sagen? Du weisst, dass eine Mutter Anspruch auf ihre Kinder hat.»

«Wenn ich nur erst deine Erlaubnis habe! Deine Frau kann ich schon bearbeiten, wenn ich heimkomme!» erklärte er.

Letzten Endes blieb mir nichts anders übrig, als zu kapitulieren. Ich versprach, er könne den Jungen zur Ausbildung und zum Training haben, doch wolle ich alle meine Vaterrechte über ihn behalten. Darauf leuchtete Russ' Gesicht vor Freude; er war wie besessen und begann gleich, Pläne zu schmieden. Er trieb einen

jungen Advokaten auf, der im Lager gefangen war, und stellte mit diesem zusammen einen erschreckenden Vertrag auf. Dann wählte Russ sorgfältig seine Zeugen aus, Männer, von denen er annahm, dass sie während der Gefangenschaft nicht sterben oder wahnsinnig würden, und zeremoniell wurde der Zeichnungsakt durchgeführt.

Im April 1943 wurde Russ in die Heimat befördert, und erst in der letzten Minute vor seiner Abfahrt erhielt ich das Bild meines Bubens zurück. «Jetzt brauche ich es nicht mehr», sagte er, «in einem bis zwei Monaten kann ich ihn ja sehen, und Mac, ich werde ihm beibringen, was für einen prächtigen Vater er besitzt! Ich werde dir an jedem Aufenthaltsort schreiben.»

Er hielt Wort. Seine Briefe erreichten mich regelmässig. Anscheinend hatte er den Sohn mit Erfolg der Mutter abgewonnen, denn kurz vor meiner Flucht im September erhielt ich einen Brief von ihm, worin er schrieb:

«Glen ist nun bei mir. Er ist ein Prachtsjunge. Ich liess ihn in der Schulmannschaft spielen. Mensch, er wird gut! Er ist bereits so gross wie ein Vierzehnjähriger, wiegt fünfzig Kilogramm, ist wunderbar flink für sein Alter, und vor allem führt er den Ball genau gleich wie Du es tatest, indem er ihn mit zwei Fingern aus der Luft schnappt. Man wollte ihn in ältere Mannschaften eintreten lassen, aber ich erlaubte es nicht. Ich will, dass er mit Gleichaltrigen zusammenbleibt, damit ihm das Fussballspiel nicht plötzlich verleidet.»

Von sich selber schrieb er: «Ich habe hier Spezialisten besucht, die mir künstliche Rippen einbauen werden. Der Arzt sagt, ich sei sonst gesund.»



Genau heute vor vierzehn Tagen erhielt ich hier in der Schweiz einen Brief von meiner Frau. Sie berichtete mir von Russ' Tod, wie und wann es geschehen sei. Mein Junge war eines Tages auf dem Heimweg aus der Schule von einem Fahrrad umgeworfen worden und hatte sich schwere Verwundungen am rechten Arm zugezogen. Einige Sehnen waren durchgeschnitten worden. Drei Finger der rechten Hand blieben unbrauchbar. So wird er nie wieder Fussball spielen können, oder wenigstens für lange Zeit nicht.

Wie meine Frau nun schrieb, sei Russ von jenem Tag an immer schwächer geworden, und während eines Besuches bei dem Buben sei er in meinem Hause in Queensland zusammengebrochen und gestorben, im Januar 1944.

## Siebentes Kapitel

Im Herbst 1942 forderte mich eine Gruppe, die an einem Fluchtversuch herumstudierte, auf, sich zu ihnen zu gesellen. Ich hörte mir ihre Pläne an, beschloss aber aus dem einen Grund nicht mitzumachen, weil ich Russ nicht verlassen wollte. Zweitens war die Gruppe auch viel zu zahlreich – sie würde zu leicht wieder eingefangen werden, in diesem Zeitalter der schnellen Transportmittel und der Flugzeuge. Trotzdem besprachen sie alles ganz geschäftsmässig, und ihr Versuch verdiente wirklich einen Erfolg.

Sie wählten eine nicht zu nah am Drahtverhau stehende Baracke, hoben an einer Stelle die Bodenbretter und begannen, einen

Schacht zu graben. Pickel und Schaufel trieben sie im Garten auf, wo die Italiener einigen Gefangenen erlaubt hatten, Gemüse anzupflanzen. Diese Werkzeuge wurden allerdings streng bewacht und jede Nacht weggesperrt. Dennoch gelang es ihnen, für ihre Arbeit genügend herzuzaubern. Zwischen dem Barackenboden und der Erde bestand ein ungefähr dreissig Zentimeter grosser Zwischenraum, wo die ausgegrabene Erde hinbefördert wurde.

Das Werk ging ununterbrochen vorwärts. Als der Schacht eine Tiefe von vier Metern erreicht hatte, grub man einen Tunnel, der unter der Baracke und unter dem Verhau durchführte und etwa dreissig Meter vom Lager entfernt mitten in ein Maisfeld mündete.

Als Beitrag zum Werk verschenkte ich meinen Kompass, den ich einem meiner «Vertrauensmänner» abgekauft hatte und seither in meinen Hosenboden eingenäht auf mir trug. Vor der Flucht regnete es während zwei Tagen heftig. Die ganze Landschaft war eine einzige Wasserpfütze. Es war wirklich die ungünstigste Zeit für die Flucht, aber fliehen mussten sie, denn ein offener Tunnel würde jedenfalls früher oder später entdeckt. Viele schienen keine Ahnung zu haben, was sie ausserhalb des Drahtnetzes anfangen wollten. Einige sprachen davon, hinunter nach Jugoslawien zu gehen, nach Griechenland und der Türkei, andere an das Meer zu gelangen und sich ein Boot zu stehlen, um nach Afrika zu fahren. Zwei dachten an die Schweiz, was eine Wanderung durch ganz Norditalien bedeutete. Diesen beiden trug ich auf, Frau Buchli zu besuchen.

Neunzehn Männer schlichen in dieser Nacht durch den unterirdischen Gang.

Am nächsten Morgen beim Appell brach eine Raserei aus! Es entstand so viel Verwirrung, Geschrei und Gehetze, dass ich wirklich glaubte, wenn zwei oder drei Fallschirmspringer mit Maschinenpistolen landen würden, sie die ganze Wache davonjagen könnten. Erst gegen elf Uhr wurde der Tunnel entdeckt. Nun hatten die Flüchtlinge schon zwölf Stunden Vorsprung, und ihre Situation war weniger heikel.

Am selben Nachmittag wurde jedoch schon das erste Paar wieder eingefangen. Sie berichteten uns, der Regen habe die ganze Gegend überflutet und die Kanäle und Bäche zu reissenden Sturzflüssen gemacht. Es sei unmöglich gewesen, sie zu überqueren. Zudem hätten an allen Brücken, Kanälen und Tunnels Wachen gestanden. Die Flucht sei bald als völlig hoffnungslos erkannt worden.

Am fünften Tag waren alle neunzehn wieder gefangen, wurden von den Cabs heftig durchgeprügelt und in den Kerker geworfen. Infolge dieses Resultates beschloss ich, dass wenn ich einmal fliehen wollte, es entweder allein oder höchstens mit einem Gesellen zu tun.

Der Oberst bekam eine grenzenlose Wut über den Fluchtversuch, und die Durchsuchungen wurden beinahe einen Teil unseres Tageslaufes. Alles wurde jeweilen aus den Baracken geschleppt, die Böden aufgehoben, die Erde untersucht. Einerseits war dies nicht übel, denn so hatten wir Gelegenheit, unsere Baracken einmal gründlich zu reinigen. Seit der Einrichtung der Duschen und der Waschplätze war mir keine einzige Laus mehr in die Finger geraten. Die Auslieferung von neuen Kleidern hatte da auch mitgeholfen, und nun wurden durch das Aufheben des Bodens auch die zahllosen Ratten, die unter uns wohnten, verscheucht. Um dies auszugleichen, wurden wir auf grobe Weise

misshandelt. Nicht körperlich, aber mit tausend Nadelstichen, die uns mehr ärgerten als Prügelstrafen. Minderwertigkeitsgefühle der italienischen Soldaten uns gegenüber mochten auch etwas damit zu tun haben.

## Achtes Kapitel

Gerade vor dem grossen Fluchtversuch waren uns einige Erleichterungen bewilligt worden, dank der Eingabe an die Schutzbehörde und der grossen Unterstützung jenes herrlichen alten Priesters, Vater Corti. Ich glaube aber, die Tatsache, dass die Achsenmächte zur Zeit im Vorteil standen, hatte damals den grössten Einfluss.

Unter anderem war uns auch gestattet worden, eines der neuen Gebäude als Theater zu benutzen, und der Oberst hatte sogar die Erlaubnis gegeben, ein Orchester zu gründen. Die Instrumente wurden mittelst freiwilliger Beiträge gekauft. Da das Lager jetzt fast fünftausend Mann enthielt, und die Beiträge pro Mann ungefähr zehn Lire betragen, hatten wir genug Geld, um uns alle Schikanen anzuschaffen. Wir waren sogar imstande, Klaviere zu mieten und ungefähr zwanzig verschiedene Instrumente zu kaufen. Als diese endlich ankamen, entschloss sich das Unterhaltungskomitee eine Theatervorstellung zu geben, denn an Talenten mangelte es nicht.

Der Aufführungsabend war da, der Saal zum Ersticken voll. Das ganze italienische Verwaltungspersonal war anwesend – was unter den Gefangenen einiges Nasenrumpfen verursachte, da sie

gedacht hatten, die Aufführung sollte nur unsere eigene Angelegenheit sein. Sie wussten ja nicht, dass das Stück von der Zensurbehörde schwer verstümmelt worden war. Es durfte doch nichts gesagt werden, was sich irgendwie auf die Italiener oder auf unsere eigenen Lebensbedingungen beziehen konnte. Am einfachsten war es, die ganze Verwaltung einzuladen, damit sie selber sehe, dass die von ihr festgesetzten Grenzen nicht überschritten wurden.

In diesem Winter kam ein Neu-Seeländer Blechschmied in unser Lager. Er war der Urheber der nützlichsten aller Kriegserfindungen, des Kochgebläses. Dieses wurde ganz aus leeren Konservendbüchsen hergestellt. Es sah aus wie eine winzige Schmiede, wobei das Gebläse von einem Handkurbelgetriebe angetrieben wurde. Wenn man es mit einigen Papierfetzen oder Abfällen anzündete, konnte man in einem Topf einen Liter Wasser innert zwei Minuten zum Sieden bringen. Der Blechschmied stellte es in eleganter Ausführung her und verkaufte es zum Preise von hundert englischen oder sechshundert italienischen Zigaretten. Russ und ich kauften uns eines davon mit Zigaretten, die ich von Frau Buchli erhalten hatte.

Nun konnten wir gemächlich unsere Rotkreuzware kochen. Zu jeder Tageszeit sah man auf einem besonderen Plätzchen neben der Küche hunderte von Köchen und Kochern, von den eleganten Kochgebläsen unseres Erfinders bis zu den unmöglichsten Fabrikaten unserer Amateure.

Aus Büchsen wurden nun ebenfalls Handköfferchen hergestellt; wir hatten eine ganze Anzahl Fabrikanten, die damit ein erfolgreiches Gewerbe betrieben. Brauchbare Büchsen wurden des-

halb zu gewissen Zeiten sehr rar, so dass die Fabrikanten oft nach leeren Büchsen auf die Jagd gehen mussten.

Nach dem grossen Fluchtversuch verloren wir alle die kleinen Vorzüge, um die wir so hart gekämpft hatten. Die Musikinstrumente wurden beschlagnahmt, da der Oberst offenbar glaubte, wir könnten mit Geigen und Trommeln Tunnels graben. Von neun Uhr abends an wurde uns striktes Silenzium aufgezwungen. Die Cabs patrouillierten vor unsern Buden mit Spürhunden an den Leinen auf und ab. Wie ich diese grossen Viecher hasste! Mit der Zeit schauderte ich bei ihrem blossen Anblick. Ein leeres Bett verursachte, dass das ganze Lager auf den Kopf gestellt wurde, auch wenn sein Besitzer nur zur Latrine gegangen war.

In diesem Zustand begann unser zweiter Gefängniswinter. Die Tage wurden allmählich kürzer, und draussen wurde es immer kälter, sodass Russ und ich den grössten Teil des Tages im Lager verbrachten. Dennoch war dieser zweite Winter nicht so kalt wie der erste; das kam auch daher, dass wir jetzt bessere Kleider besaßen. Nur die letzten Neulinge waren jeweils noch nicht komplett ausgestattet. Wir erhielten nun auch persönliche Liebesgaben von unseren Familien. Ich besass schon Habe, worüber ich wachen musste, besonders da die Cabs bei ihren dauernden Durchsuchungen alles auseinanderschmissen.

Gegenseitiges Vertrauen war bei uns Ehrensache. Diebstähle unter den Gefangenen kamen höchst selten vor.

Unter anderem wurde diesen Winter auch unsere gutfunktionierende Fürsorgeorganisation kaltgestellt. Diese hatte unter den

Männern, die ins Spital gebracht wurden und denjenigen, die in den Kerker kamen (meistens schuldlose Opfer der Umstände) viel Gutes getan. Ebenso wurden alle Organisationen, die wir im Laufe der Zeit gegründet hatten, beseitigt: unsere Schulen und Klassen, unser Unterhaltungskomitee, kurz, alles was auf Gemeinschaft beruhte und Ansammlungen erforderte.

Nach meiner Ankunft im Lager hatte ich Landkarten der Kriegsfronten an die Barackenwände gezeichnet. Abends kamen jeweils die Cabs und amüsierten sich damit, die Nadeln an den verschiedenen Fronten gemäss den italienischen Berichten zu verschieben. Das Lustige daran war, dass sie, sobald ihnen vorteilhafte Berichte zu Ohren kamen, die Nadeln sofort in Bewegung setzten; hatten wir hingegen Erfolg gehabt, dann warteten sie schweigend die offiziellen Nachrichten ab, die uns erst eine Woche später gemeldet wurden.

Während dieses Winters hörten wir das Gerücht, dass einer des Küchenpersonals ein Radio besitze, welches, wie wir sagen hörten, im Küchenkamin versteckt war. Ich weiss nicht, ob dies stimmte oder nicht, jedenfalls bekamen wir von Zeit zu Zeit wertvolle Informationen, die sicher aus der Küche stammten und sehr nach B. B. C. -Berichten rochen.

Die Meldungen über den Kampf im Korallenmeer und über den deutschen Zusammenbruch vor Stalingrad erhielten wir zum Beispiel viel früher als die Italiener. Und während die italienische Presse immer noch bei El Alamein «unsere Durchbruchversuche zurückschlug und zu Gegenangriffen übergang», wussten wir bereits, dass Montys Truppen schon in Solum und am «Höllengebiet» standen. Diese letztere Nachricht verführte mich zu einer

schwerwiegenden Indiskretion. Ich verzeichnete nämlich die Nachrichten auf meiner Karte. Die Augen des Cabs, als er das entdeckte, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. «Das stimmt nicht», brüllte er. «Ihr verdammten Engländer lügt!»

Einige Tage später verschwand die Landkarte während einer Kontrolle und der Befehl wurde erteilt, dass keinerlei Karten mehr gezeichnet werden dürften.

Kurz vor Weihnachten lernte ich den «Kahlkopf» kennen. Er bewohnte schon seit einiger Zeit das Bett des Bullen und war ein sehr bescheidener junger Australier, der bei El Alamein in Gefangenschaft geriet. Er schien ziemlich gedankenlos in den Tag zu leben, und ich hatte mich bis jetzt nicht besonders für ihn interessiert.

Eines Tages, als er sein Bett machte, bemerkte ich, dass seine Matratze sehr wenig Stroh enthielt. Er musste also direkt auf Brettern geschlafen haben. Zufälligerweise wusste ich, wo man etwas frisches Stroh finden konnte und machte ihn darauf aufmerksam. In dieser Nacht stahlen wir aus einem Lagerhaus genügend davon, um etliche Matratzen neu zu füllen. Während der Expedition fragte ich nach seinem Namen. «Oh», meinte er, «nenn mich nur Kahlkopf, das tun alle.» Und daran wurde auch nichts geändert.

Nach und nach befreundete er sich auch mit Russ, und schliesslich wurde unser Kleeblatt unzertrennbar. Die Gesellschaft dieses frischen, jungen Menschen half uns beiden älteren durch den verdammten Winter hindurch. Mit der Zeit erfuhren wir auch mehr von ihm. Er war daheim in Süd-Australien ein erstklas-

siger Athlet, Cricketspieler, Golfspieler und Mitglied der Rugby-Fussballmannschaft Süd-Australiens.

In diesen Monaten sprach ich mit ihm meine Fluchtpläne. Er zeigte reges Interesse daran und besserte Verschiedenes aus, sodass unsere Partnerschaft nach und nach vollkommen wurde und wir gemeinsam die Pläne vorzubereiten begannen, die erst nach Russ' Abfahrt ausgeführt werden sollten. Auch als Bridge-Partner bewährte er sich fabelhaft. Wir erreichten eine Fertigkeit, ein «System», das von keinem ändern Paar überholt werden konnte und gewannen fast alle Wettspiele, an welchen wir teilnahmen.



Um die Weihnachtszeit fanden wir das erste Werkzeug, das uns zur Flucht helfen sollte. Ein Trupp Arbeiter war daran, im Lager eine Strasse zu konstruieren. Da blieb einmal ein zerbrochener Pickel im Strassengraben liegen. Kahlkopf liess ihn unbenutzt verschwinden – es waren noch einige Zentimeter Stiel daran. – Wir liessen unseren Fund an einer Schnur in die Latrinengrube hinunter, sodass wir ihn jederzeit heraufziehen konnten. Die Latrinengrube war ein Platz, den die Italiener auf ihrer unermüdlichen Suche nach versteckten Waffen, oder andern unerlaubten Dingen nicht kontrollierten. Es wurden dort viele verbotene Gegenstände verborgen!

Ungefähr um diese Zeit wählten die Italiener kräftige Leute für die Arbeitslager aus; nur solche ohne Vorstrafen kamen dabei in Frage, das heisst, solche die nie im Loch sasssen. Über diese Lager wurden die herrlichsten Berichte verbreitet, über erstklassige Ausstattung und vor allem doppelte Rationen.

Zuerst hielten die Italiener nach Freiwilligen Ausschau, doch als sich keine meldeten, beschlossen sie, die Männer in Gruppen von hundertfünfzig bis zweihundert in die verschiedensten Arbeitslager zu verteilen. Etlichen davon fiel es nach dem Waffenstillstand mit Italien leicht, die Flucht zu ergreifen.

Der berühmte «rote Fleck» wurde um diese Zeit auf unsere Uniformen genäht, als Repressalie gegen die Farbenbezeichnung, welche die Alliierten für die italienischen Gefangenen in den verschiedenen Internierungslagern des britischen Reiches und der U.S.A. verwendeten.

Nebenbei bemerkt, verstrich während meiner beinahe zweijährigen Gefangenschaft keine Woche ohne Inspektion durch einen hohen faschistischen Offizier oder einen kirchlichen Würdenträger. Im Sommer bedeutete dies keine besondere Mühe, aber im Winter war es umso deprimierender, im beissend kalten Wind zu stehen, um von irgendeinem General inspiziert zu werden, der ausser uns Gefangenen überhaupt noch nie feindliche Truppen zu sehen bekommen hatte. Sich von einer wohlgenährten Amtsperson besichtigen zu lassen, oder von irgendeinem kirchlichen Würdenträger gesegnet zu werden, war kein Vergnügen. Ein Stück Brot hätten wir viel nötiger gehabt!

Wir wurden immer zwei oder drei Stunden vor solchen Besuchen zusammengerufen. Dann konnten wir warten, mit unsern Füßen auf den Boden stampfen und unsere Hände zusammenschlagen, um nicht zu erfrieren. Endlich erschien der General mit seinem ungeheuren Gefolge. Es bedeutete immer eine gewaltige Erleichterung, ihm den Rücken kehren zu können und in unsern

Baracken zu verschwinden, mit der seligmachenden Hoffnung, während wenigstens einer Woche von solchen Besuchern verschont zu bleiben.



Unterdessen hatten wir gelernt, bei den Kontrollen ganz fachmännisch vorzugehen. Die Psychologie der Cabs lernten wir nach und nach verstehen. Wenn irgendetwas da war, was man wirklich verstecken wollte, dann musste man es direkt oben auf das Häufchen Habseligkeiten legen. Die Cabs stürmten immer den untersten Lagen unserer Haufen zu und schauten das, was obenauf lag, gar nicht an. Bei jeder Kontrolle sah ich die verbotenen Photoapparate in voller Pracht auf den Bündeln liegen; die Cabs kontrollierten das kleine Paket, welches direkt vor ihrer Nase lag, nie.

Barackenschäden mussten wir von unserer einzigen armseligen Lire pro Tag bezahlen. Die Italiener brachten es immer fertig, genügend Schäden zu erfinden, um fast unser ganzes Taschengeld wegzufressen. Einmal ging ein Lagerhaus durch den Blitz bei einem der häufigen Stürme, die hier vorkommen, in Flammen auf und brannte ab. Dafür hatten wir eine unmögliche Summe zu zahlen, obschon wir erklärten, dass der Brand durch höhere Gewalt entstanden sei. Die Italiener sagten, das sei unwichtig, es käme einfach unter Barackenschäden, und für die müssten wir zahlen.

Eines Nachts begann meine Nase zu bluten, und am Morgen hatte sich ein grosser Blutfleck auf meinem Bettuch gebildet. Als dann die Wäsche gewechselt wurde, halste mir ein italienischer Offizier hundertvierzig Lire auf. Während fast sechs Mona-

ten hatte ich daran zu denken. Er behauptete, Blutflecken seien nicht waschbar, das Bettuch müsste ersetzt werden. Es blieb mir nichts anderes übrig als zu glauben, dass das Leben in Italien ungeheuer teuer sein müsse – die Italiener rechneten für ein englisches Pfund vierunddreissig Lire. So musste das Bettuch auf über vier Pfund zu stehen kommen. Ich zitterte beim Gedanken, was wohl geschehen wäre, wenn ich meine Wolldecke mit Blut beschmiert hätte . . .



Das Weihnachtsfest war nicht übel. Jedem hatte das Rote Kreuz ein Festpaket geschickt, und wir brauten uns auf den Kochern manch schmackhaftes Essen. (Das Gefängnisleben hatte wenigstens den einen Vorteil, dass man sogar aus Nichts etwas kochen lernte.) Es wird einmal manch erstauntes Gesicht geben unter den Frauen und Müttern, wenn alle die Männer wieder heimkehren und mit dem Wundergebläse auf dem Küchenherd zu kochen beginnen.

Als die Tage länger, und es allmählich Frühling wurde, vernahmen wir von der neuen Phase, in welche der Krieg eingetreten war. Die Alliierten standen nun endgültig in der Offensive, erstürmten die ganze Wüste und erteilten Schlag auf Schlag. Unsere Hoffnung auf baldige Befreiung wuchs und wuchs, während die Stimmung der Italiener immer mehr sank. Es war offensichtlich, dass die Achse jeden Moment zusammenbrechen konnte.

Kahlkopf und ich begannen nun, ungelochte Konservenbüchsen zusammenzukaufen. Wir mussten hohe Preise dafür bezahlen, denn sie waren ausserordentlich rar. Nur selten konnte eine zu uns hereingeschmuggelt werden, und sobald eine von den Ita-

liernern entdeckt wurde, kam der Besitzer dreissig Tage ins Loch. Die gekauften Büchsen verstaute wir in unser Versteck in der Latrine; wir waren darüber einig, dass der Abfall ihnen nicht schaden könne. In dieser Hinsicht hatten wir uns jedoch schwer getäuscht. Wir rechneten nicht damit, dass der Abfall Säure enthielt. Einige unserer ersten Büchsen wurden zerfressen und deren Inhalt unbrauchbar.

Während der nächsten drei Monate legten wir uns genügend Proviant für ungefähr vierzehn Tage an, also für die Dauer, die wir benötigten, um aus Italien zu kommen. Übrigens waren wir nicht die einzigen, die das taten – Red Berry und die ‚Warze‘, dazu einige andere, die wir kannten, verfügten ebenfalls schon über einen guten Vorrat. Ihre Pläne kannten wir jedoch nicht; sie waren so verschwiegen wie wir selber.

Nun kam die neue Repatriierungsliste heraus. Sie enthielt Namen von denjenigen, die schon letztes Jahr notiert, aber nicht weggekommen waren. Ich hatte natürlich wieder kein Glück; mein Bein war jetzt normal, und bloss noch ein leichtes Hinken war bemerkbar.

Kahlkopf und ich verpflichteten uns, Russ zu «bemuttern». Wir wollten um keinen Preis, dass er wieder zusammenbrach und ins Spital gesteckt würde, jetzt, da ihm die Freiheit entgegenlachte. Er war in einem schrecklich nervösen Zustand, was uns etwas beunruhigte. Jedenfalls brachten wir es zustande, ihn bis zum April aufrecht zu erhalten, bis zu dem Tag, wo wir uns mit Glückwünschen von ihm verabschiedeten.

Jetzt waren wir «frei» und konnten unsere Flucht vorbereiten.

## Neuntes Kapitel

Sofort nach Russ' Abfahrt begannen Kahlkopf und ich an unserm Tunnel zu schaffen. Wir hatten beschlossen, bei der Latrinengrube selber anzufangen. Als Schaufel bedienten wir uns einer Art Schöpfeimer, welchen wir bei einem unserer Büchenschmiede machen liessen. Es war ein ideales Gerät für unsern Zweck.

Für die Arbeit in der Grube zogen wir alles aus, ausser einem Paar kurzer Hosen. Abwechslungsweise schaufelten wir nun in diesem fürchterlichen Gestank von Kloakengas. Es wurde uns dabei so übel, dass wir oft nahe daran waren, die ganze Sache aufzugeben.

Der Durchbruch der Grube war die schwierigste Aufgabe, da die Wände aus schweren, mit Zement gebundenen Steinen bestand. Nach harter Arbeit hatten wir den ersten Stein, gerade über der Wasser- oder besser Schlammoberfläche im Loch, gelockert; die weiteren Steine liessen sich leichter herauslösen. Diese bewahrten wir auf, um sie immer tagsüber an ihren Platz zurückzulegen.

Wir konnten nur ungefähr zwei Stunden am frühen Abend arbeiten und eine Stunde früh morgens, denn wir wagten nicht, unser Bett von neun Uhr nachts bis fünf Uhr morgens unbesetzt zu lassen. Ich staunte oft, dass die Cabs unsere nassen, sauber gewaschenen kurzen Hosen, die täglich nebeneinander an der Schnur hingen, übersehen konnten. Die Gefangenen bemerkten es nämlich sofort. Bald ging das Gerücht, es sei jemand am Graben, denn nur verräterische Erdspuren, die unbedingt verschwinden mussten, konnten der Grund sein, dass einer jeden Tag seine Hosen wusch.

Unsere Büchsen-Handkofferchen verwendeten wir, um die Erde wegzutragen. Wir liessen sie jeweils darin, bis sich Gelegenheit fand, sie auf den Paradeplatz zu streuen. Da zwei Koffer voll Erde das Maximum waren, dessen wir uns entledigen konnten, wurde unser Werk zu einer schrecklich langen und ermüdenden Arbeit. Ende Mai hatten wir noch nicht einmal ein Viertel der ganzen Tunnellänge ausgegraben.

Später entdeckten wir eine bessere Methode, um unsere Erde los zu werden – wir hatten uns zum Barackenputzen gemeldet und konnten sie so mit dem zusammengewischten Abfall auf den Schutthaufen werfen. Unser neues System wurde beinahe von einem gewissen «Tiger», einem jungen Kerl, welcher versucht hatte, sich unter den Abfallwagen anzubinden, vernichtet. Er wurde am Ausgang von den Cabs gesehen, die alle ein- und ausgehenden Fahrzeuge kontrollierten. Sie durchstöberten den Inhalt des Wagens, sodass ich eine Todesangst ausstand, sie würden die grossen Quantitäten Erde, die mit dem übrigen Abfall vermischt waren, bemerken. Sie gewahrten jedoch nichts Besonderes. So konnten wir unser Werk ruhig fortführen.

Später vereitelten wiederum zwei Umstände beinahe unsern Plan – die schlechte Luft und ein Beleuchtungsposten.

Unser Tunnel war gerade weit genug, um hindurch zu kriechen. Wir durften uns nicht erlauben, ihn grösser zu bauen, da wir zu grosse Mengen Erde nicht bewältigen konnten. Der Stollen war nur ungefähr sechzig Zentimeter hoch und fünfundvierzig Zentimeter breit. Als wir zirka dreissig Meter vom Eingang entfernt

waren, wurde die Luft so schlecht, dass man unmöglich darin arbeiten konnte. Wir versuchten, unser Kochgebläse zu verwenden, aber die alte, träge Luft und das Gas am andern Ende waren zu schwer, als dass man sie in Umlauf bringen konnte. Wir hielten es drinnen nur fünf Minuten aus, krochen dann gerade noch bei Bewusstsein heraus, erbrachen uns und ruhten in der frischen Luft aus, um dann wiederum hineinzugehen. Wir hatten jetzt unsere Arbeit wirklich satt und hielten während drei Tage auch inne. Doch unser Freiheitsdrang wurde in dieser Zeit heftiger denn je, sodass wir mit erneuten Kräften wieder begannen, drauflos zu graben.

Das zweite Hindernis bestand in einem der Beleuchtungspfosten, an welchem die starken Scheinwerfer hingen, die das ganze Lager beleuchteten. In den Anfängen unseres Planes hatten wir zwei Routen zur Auswahl vorgemerkt. Eine führte unter dem Schildhaus nach der andern Seite des Drahtverhaus, die zweite unter einem der Beleuchtungspfosten durch. Wir wählten die letztere, weil wir befürchteten, die Schildwache könnte unser unterirdisches Rumoren hören.

Wir hatten ausgerechnet, dass wir unsern Stollen tief genug führen konnten, um die Grundlage des Pfostens nicht zu berühren. Es musste uns aber ein Kalkulationsfehler unterlaufen sein, denn wir hatten uns schon hundertzwanzig Zentimeter der Erdoberfläche genähert, und das Ende des Pfostens stand direkt über unserm Tunnel. Einige Tage später nahm er gemächlich seinen Platz auf dem Boden des Ganges ein. Zum Glück war keiner von uns beiden an der Arbeit gewesen, als dies geschah.

Am nächsten Morgen erblickten wir mit Schrecken, was wir angestellt hatten: der Pfosten war um gut neunzig Zentimeter niedriger als seine Kameraden, wurde aber dennoch durch die Drähte, die sie verbanden, aufrecht gehalten. Es war klar, dass die Italiener diesen «Aussenseiter» bemerken mussten, denn jedem der fünftausend Gefangenen war die Senkung schon am Mittag aufgefallen. Kahlkopf und ich wagten während der nächsten Zeit nicht mehr, zu unserm Tunnel zu gehen. Doch als einige Tage verstrichen, ohne dass den Italienern etwas aufgefallen wäre, rückten wir mit bangem Herzen wieder aus.

Zu unserer grossen Freude stellten wir fest, dass der Durchfall des Pfostens uns mehr genützt als geschadet hatte – durch das Sinken des Pfahls entstand nämlich ein siebzig Zentimeter grosser Zwischenraum. Jetzt wehte im Tunnel ein Lüftchen, ein reines, süsses Lüftchen. Wir mussten uns dann allerdings einen Umweg um den Pfosten herum bauen, doch das war schnell getan.

Ich weiss nicht, ob man bis heute das Sinken jenes Pfahls bemerkt hat oder nicht. In den folgenden drei Monaten versuchte wenigstens keiner der Italiener, die Ursache aufzudecken.



Seit wir am Tunnel arbeiteten, trainierten wir auch für die Flucht. Jeden Tag marschierten wir während zwei Stunden rund um das Lager und hatten uns ebenfalls zu «Yogis» Turnklasse gestellt. Dieser «Yogi» war ein grosser, stark gebauter Bursche, der sich mit den merkwürdigsten Gymnastikarten befasste. Er lehrte – so sagte er wenigstens – die indische Yogi-Gymnastik. Wenn ich

jetzt daran zurückdenke, kommt er mir wie ein Sadist vor, der sich freute, wenn wir nach seinen Anweisungen versuchten, unsere Glieder in Knoten zusammenzubinden und sich über die Qualen unserer gepeinigten Körper belustigte. Jedenfalls stärkten uns seine Hebungen dermassen, dass wir bei der Flucht, einige Monate später, wirklich imstande waren, alle Strapazen zu überstehen.

Wir übten uns ebenfalls, ohne Wasser auszukommen, indem wir jeden Tag kleinere Quantitäten davon tranken. Weniger zu rauchen war für Kahlkopf kein Opfer, er war ja Nichtraucher, aber für mich bedeutete das ein schwieriges Kapitel. Ich erlaubte mir nur noch drei Pfeifen im Tag – eine grosse Heldentat, wenn man bedenkt, dass ich normalerweise täglich dreissig Gramm Tabak rauche!



Der Monat Mai brachte unsere erste wirkliche Aufregung mit sich. Die jugoslawischen Partisanen griffen ein Dorf ungefähr sechszehn Kilometer von unserm Lager entfernt an. Zu unserm Bedauern konnten wir nicht die geringsten Anzeichen des Kampfes wahrnehmen. Im Lager herrschte grosse Aufregung; jeder, der in den Hof hinaustrat, wurde unverzüglich von den italienischen Schildwachen beschossen. Wir mussten auf dem Barackenboden liegen und uns damit begnügen, dem Knattern der Maschinengewehre und dem Krachen der leichten Feldgeschütze zuzuhören. Unser erster Gedanke war, die Partisanen kämen uns befreien. Ich glaubte auch wirklich, dass wenn wir uns in den ersten Minuten hätten organisieren können, ein Massen-Durchbruch gelungen wäre. Sie hatten sowas erwartet, wir nicht. Fünf Divisionen ka-

men einzig zum Zweck, die fünfzig Kilometer weit entfernten Partisanen in den östlichen Bergen in Schach zu halten. Nach der ersten Überraschung wäre es darum sicherer Selbstmord gewesen, einen unüberlegten Durchbruch zu versuchen.

Einige Tage später meldeten uns die Italiener, dass jene Partisanengruppe aufgegeben worden sei, und der General, der das Kommando hatte, eine Auszeichnung für die grosse Tapferkeit seiner Truppen erhalten habe.

Kurze Zeit nachher kehrten die italienischen Alpini-Truppen, die in Russland gedient hatten, zurück. Da viele unter ihnen aus der Provinz stammten, wo wir eingesperrt waren, wurden einige davon als Lagerwachen bei uns eingestellt. Sie waren bei Weitem die beste Sorte Italiener, der ich bis dahin begegnet war. Sie kümmerten sich keineswegs um die Cabs, zeigten ihnen sogar offen ihre Verachtung, sprachen mit uns, wann es ihnen beliebte, boten uns Zigaretten und Wein an und erfüllten trotzdem getreu ihre Pflicht. Leider blieben sie aber nicht lange bei uns – offenbar waren sie zu menschlich für die Begriffe unseres Obersten.

Während ihres kurzen Aufenthaltes schilderten die Alpini unsern Gefangenen, wie es an der russischen Front in Wirklichkeit aussehe. Sie sprachen über die harten Massnahmen der Deutschen gegenüber der Zivilbevölkerung in den eroberten Gebieten, über die eisige Winterkälte und meinten, die Achse habe jetzt absolut keine Aussicht mehr, Russland zu schlagen oder den Krieg zu gewinnen. Ich erinnere mich, wie einer behauptete, es werde nicht mehr lange dauern, bis italienische Soldaten an der Seite der alli-

ierten Truppen gegen die Deutschen kämpfen würden. Ob er wohl die Verwirklichung seiner Prophezeiung noch erleben konnte, als Marschall Badaglios Truppen mit den unseren in Rom einzogen?...

Als im Juni die Alliierten in Sizilien landeten, wurden etliche italienische Divisionen nach dem Süden geschickt. Ihre Stelle nahmen die Deutschen ein; wir sahen sie von Weitem manövrieren und konnten ihre Transporte und bewaffneten Einheiten beobachten, aber sie näherten sich unserem Lager nie. So blieben wir denn unter der Verwaltung unseres Ungeheuers.

Im selben Monat erlitten wir eine schwere Enttäuschung: Kahlkopf wurde für einen Arbeitstag einberufen, und nur durch seine Geistesgegenwart konnte er noch davonkommen. Als der Rekrutierungsoffizier seinen Namen ausrief, gab er als Antwort einen – milde ausgedrückt – sehr unhöflichen Laut von sich, worauf er prompt zehn Tage ins Loch gesteckt wurde, gerade das Minimum, um ihm eine Vorstrafe aufzudrücken. (Weniger als zehn Tage galten nämlich nicht als Vorstrafe, ausser wenn sie sich drei- oder mehrmals wiederholt hatten. Solche Strafen wurden wegen geringer Vergehen gegeben, wenn man zum Beispiel die Italiener nicht grüsste oder in der Gegenwart eines Offiziers nicht Achtungstellung annahm.)

Am selben Tag, als Kahlkopf aus dem Gefängnis kam, begann er wieder mit Turn- und Lauf Übungen. Die zehn Tage hatten ihm nicht geschadet – ausgenommen einen teuflischen Appetit, den ich mit dem grössten Teil meines Paketes stillen musste.

In diesen Tagen verfolgten wir die Kriegsnachrichten noch aufmerksamer. Es wurden Wetten abgeschlossen, wie lange die Italiener noch standhalten würden. Kahlkopf und ich wählten beide den 3. September für ihre Kapitulation. Die späteren Ereignisse ergaben, dass wir uns nur um fünf Tage geirrt hatten.

Die ganze Zeit über arbeiteten wir unentwegt an unserm Tunnel. Wir waren nun unter der italienischen Küche angelangt. Von hier aus brauchte es noch ungefähr dreissig Meter bis hinter die Baracke, die ihr gegenüber stand. Dass wir uns unter der Küche befanden, merkten wir am Geklirr und Geklimper, was anscheinend unvermeidlich zu einer italienischen Küche gehört.

Dann vollbrachten wir eine kecke Tat: wir führten unsern unterirdischen Weg aufwärts! (Die Küche wies wie jede andere Baracke einen Zwischenraum zwischen dem Holzboden und der Erde auf.) Wir versuchten nun eine Art Schacht in unserer Tunnellecke zu öffnen. Der erste Versuch blieb ohne Erfolg, da wir an das Zementfundament des Küchenherdes stiessen. So mussten wir ein wenig abdrehen und weiter südlich vordringen. Jetzt ging's. Der Schacht diente dazu, die Luft frisch zu halten, und wir befürchteten keineswegs, dass er bemerkt werden konnte – die Italiener hatten ja keinen Grund, die Böden ihrer eigenen Baracken zu heben.

Im Juli lag Sizilien in alliierten Händen. Kahlkopf und ich arbeiteten nun weniger begeistert am Tunnel. Wir waren irrtümlicherweise der Meinung, der Zusammenbruch Italiens würde uns unverzüglich in Freiheit setzen. Dann vergingen Juli und August ohne besondere Ereignisse im Süden, und wiederum begannen

wir mit neuem Eifer zu graben. Wir beschlossen jetzt, unsern Durchgang, unabhängig von allen weiteren Geschehnissen, zu beendigen und für unsere Flucht zu benützen.

Kurze Zeit vorher waren an verschiedenen Stellen des Lagers Lautsprecher installiert worden, durch die uns die Befehle der Verwaltung erteilt wurden. (Oft ertönte daraus auch Grammophonmusik, doch da die Italiener offensichtlich nur eine einzige Platte besaßen, «Lily Marlen», hatten wir kein grosses Interesse daran.) Eines Tages wurde uns sogar Mussolinis letzte Rede als Diktator des faschistischen Italien übertragen.

Einige Tage darauf besuchte er seinen Diktator-Kollegen in Deutschland, und kurz nach seiner Rückkehr folgte die berühmte Sitzung des Gran Consilio und sein dramatischer Sturz.

Diese Nachricht verursachte gewaltige Aufregung unter uns Gefangenen. Das Ende unserer langen Gefangenschaft schien uns nahe, doch trotzdem arbeiteten wir am Tunnel weiter; wir waren fest entschlossen, keine Träume von einer raschen Befreiung zwischen unsern Plan treten zu lassen.

Unterdessen hatten wir kleine Vertiefungen in die Mauer des Durchgangs gegraben, worin wir unsern ständig zunehmenden Proviant verstauten. Wir hatten ebenfalls unsere Konservenbüchsen aus der Latrinengrube hervorgeholt, den grössten Teil unserer Kleider etc. in den Tunnel geschleppt und nur das Allernotwendigste in der Baracke gelassen. Darin lag auch noch der Vorteil, dass wir weniger Ware bei den Durchsuchungen vorzuweisen hatten – die Italiener blickten gleichgültig über unsere kleinen Häufchen hinweg, rissen aber die Bündel derjenigen, die alles besaßen, umso roher auseinander.

Die Nachricht über die alliierte Landung im Süden Italiens verursachte eine beträchtliche Veränderung im Benehmen der italienischen Verwaltung und der Cabs. Sie begannen nun verzweifelt für ihre frühere Härte zu sühnen. Doch das liess uns kalt; wir wünschten weder ihre verspätete Hilfe noch ihre angebotene Freundschaft.

Am sechsten September war der unterirdische Durchgang beendet. Er mündete, genau wie vorgesehen, unter der Baracke gegenüber der Küche aus. Direkt hinter diesen Baracken stand eine kleine Baumgruppe; diese sollte unser erstes Ziel werden.

Der Barackenboden befand sich fünfzehn Zentimeter über der Erde. Wir würden also unter den soliden Tragbalken bis zur Seitenwand der Baracke, wo eine Leiste zur Erde reichte, dem Boden entlang kriechen und die Leiste im gegebenen Moment wegstossen müssen. Die Italiener sangen und tanzten jeweils am Abend in ihren Baracken und machten einen Höllenradau, sie konnten also unser unterirdisches Vorgehen kaum hören.

Nach kurzer Besprechung vereinbarten wir, uns noch drei Tage vor der Flucht auszuruhen. Wir brauchten unbedingt eine kleine Pause nach der ungeheuer anstrengenden Arbeit, die wir geleistet hatten und den unermüdlichen Körperübungen. Ich wog jetzt nur noch dreiundsechzig Kilo, was ein enormer Unterschied ist zu den siebenundsiebzig Kilo, die ich durchtrainiert zu Hause gewogen hatte. Kahlkopf wog ungefähr siebzig Kilo; sein normales Gewicht lag sonst zwischen achtundachtzig und dreiundneunzig Kilo.

Zu dieser Zeit änderten wir unsern Plan ein wenig. Zuerst hatten wir beschlossen, Norditalien zu durchqueren und in die

Schweiz zu gelangen. Jetzt machten wir ab, uns südwärts durchzuschlagen und zu versuchen, die Linien der Alliierten zu erreichen, wobei wir hofften, aus der allgemeinen Verwirrung, welche die Invasion mit sich bringen würde, Nutzen zu ziehen. Im März des vorigen Jahres hatte ich bei der Tag- und Nachtgleiche sorgfältig unsere geographische Breite aufgezeichnet und eifrig den Polarstern beobachtet, um unsere genaue Lage feststellen zu können. Von einer meiner «Quellen» hatte ich einen kleinen Schulatlas erhalten, und von der Italienkarte Provinz um Provinz auf aneinander gesetzte Kartonstücke vergrössert gezeichnet. Dadurch entstand eine vollständige Karte mit ziemlich grossem Masstab; später musste ich jedoch feststellen, dass das Original so schlecht gezeichnet worden war, dass darauf einige Gebiete nicht weniger als fünfzig Kilometer von ihrer wirklichen Lage entfernt standen.

## Zehntes Kapitel

Die meisten der Gefangenen hatten inzwischen die Gewohnheit angenommen, nach dem Mittagessen «Siesta» zu halten, das heisst einige Stunden zu schlafen. Anfangs waren wir sogar gezwungen worden, mittags zu Bett zu gehen. Dies hatte uns erstaunt, bis wir einsahen, dass es eine alte italienische Sitte war, und jedermann ausser den Wachen zu dieser Zeit schlief. Einmal erinnere ich mich, Bauarbeitern in der Nähe des Lagers zugehört zu haben. Ein italienischer Arbeiter schob einen mit frisch gemischtem Zement gefüllten Schubkarren. Er hätte nur noch einige Meter gehen müssen, um zu seinem Ziel zu gelangen, als der

Mittagspfiff erscholl. Prompt setzte er seinen Schubkarren nieder, packte ein Stück Brot mit Käse aus seinem Sack, begann diese bescheidene Mahlzeit zu essen, war im Nu damit fertig, legte sich gleich auf dem Boden hin und schlief ein. Als um zwei Uhr abermals der Pfiff ertönte, stand er auf, schüttelte sich wie ein nasser Pudel und schob den Karren an seine Stelle. Ich kann mir gut vorstellen, was zu Hause, in Australien geschehen wäre, wenn ein Arbeiter einen Schubkarren voll Zement zum Vertrocknen stehen gelassen hätte!

Am sechsten September, um zehn Uhr abends, rief der Lautsprecher plötzlich aus: «Achtung, Achtung, Herr Oberst, Kommandant des Lagers, wird zu euch sprechen.» Dann kam die verhasste Stimme des Ungeheuers. Er sprach italienisch, wovon die meisten von uns gerade soviel verstanden, um den Sinn seiner Rede zu erfassen.

Er berichtete uns, dass Italien einen Waffenstillstand begehrt hatte und die italienischen Armeen nicht mehr kämpften. Alle Regeln und Vorschriften über uns würden trotzdem weiter bestehen, bis er Bericht erhalte, was mit uns geschehen müsse.

Die Zahl der Wachen sei bereits verdreifacht worden. Jeder, der zu fliehen versuche, würde niedergeknallt werden, die Schildwachen hätten den Befehl erhalten, Fliehende zu erschiessen. –

Es ist unmöglich, die Begeisterungsausbrüche, die darauf folgten, zu schildern. Hurra-Geschrei ertönte aus fünftausend Kehlen, Männer sangen, schrien, weinten sogar, klopfen sich gegenseitig auf den Rücken – alle sprachen und riefen zu gleicher

Zeit, alle waren übermütig, erhitzt, aufgeregert und nicht wenige brachen durch die Reaktion zusammen.

Kahlkopf suchte mich in dem Gewühl auf und raunte mir zu: «Wir verschwinden heute Nacht...» Ich war zu allem bereit. «All right», stimmte ich bei, «um acht Uhr».

In dieser Verwirrung brauchten wir fast eine Stunde, um Red Berry, Joe Stalin und die andern, die wir als unsere Freunde betrachteten, aufzusuchen. Wir nahmen von ihnen Abschied. Jeder versuchte, uns von unserm Plan abzubringen, und Red sagte: «Ihr seid komplett verrückt! In zwei bis drei Tagen werden sowieso die Tore geöffnet, man wird uns helfen, und wir werden wie ‘Gentlemen’ herausgehen können. Die Rotkreuz-Leute werden jeden Moment hier erscheinen.»

Doch wir bestanden darauf, unsern Tunnel zu gebrauchen. So liessen wir uns kurz nach acht Uhr, wie wir hofften zum letzten Mal, in die Latrinengrube hinunter, nahmen unsern bereitgelegten Proviant mit und zwängten uns in den Stolleneingang.

## Elftes Kapitel

Bei dichter Dunkelheit drängten wir uns vorwärts. Als wir bei den Vertiefungen vorbeikamen, wo unser zusätzlicher Proviant versteckt war, flüsterte Kahlkopf: «Wenn wir nur früher daran gedacht hätten, wir hätten doch alles unter unsere Freunde verteilen können.»

«Lassen wir es einfach hier. Für denjenigen, der den Tunnel entdeckt, wird es eine freudige Überraschung sein.»

Unter der italienischen Küche hörten wir ein furchtbares Getöse. Die Italiener feierten also auch! Das Getrappel, Singen und Klirren von Gläsern bestätigte uns, dass wir nicht befürchten mussten, die Leiste wegzustossen. Einige geschickte Stösse – und wir standen im Freien.

In zwei Sekunden war die Leiste wieder an ihrem Platz. Unversehrt erreichten wir die Baumgruppe. Dämmerung hing über der Landschaft, und die Scheinwerfer des Lagers brachen mit tragem, gelblichem Schein das graue, verblassende Tageslicht. Ohne Zeit zu verlieren, marschierten wir in westlicher Richtung vorwärts. Zum ersten Mal lag das Lager hinter unsern Rücken.

Etwa eine Stunde später stieg plötzlich vor unsern Augen, im Halbdunkel undeutlich zu sehen, ein italienisches Bauernhaus auf. Es war in der Form eines Vierecks gebaut, das heisst Haus, Ställe, Scheune und Knechteschuppen etc. standen um einen Hof herum, sodass sie fast ein kleines Dorf bildeten. (Ich erfuhr später, dass beinahe alle italienischen Bauernhöfe in dieser Art errichtet sind.) Dieser Hof war nun mit elektrischen Lampen hell beleuchtet, unter welchen wir eine ganze Anzahl Leute versammelt sehen konnten.

Als wir so geräuschlos wie möglich vorbeischieben wollten, entdeckten uns plötzlich ungefähr ein halbes Dutzend Kinder, schrien: «Ingesi, soldati inglesi» und rannten auf uns zu. Bevor wir Zeit fanden, uns zurückzuziehen, krallten sich schmutzige kleine Finger an unsere Hosenbeine und griffen nach unsern Händen. Die Kleinen zeigten absolut keine Angst vor uns.

Nun kamen auch die Erwachsenen herbei, und da standen wir stillschweigend im Schein der Lichter, die uns vom Torweg her

beleuchteten. Wir zwei Briten mitten in einem Halbkreis von zwanzig italienischen Bauern!

Da begann ein grosser, dicker Mann, wahrscheinlich der Besitzer des Gutes, zu sprechen. In stockendem Amerikaner-Englisch bat er uns, in sein Haus zu treten und seine Gäste zu sein. Als er unser Zögern bemerkte, denn wir wollten keine Zeit verlieren, drängte er: «Kommt, nehmt ein bisschen Essen und Trinken zu euch! Der Krieg ist nun zwischen uns vorbei, und dies ist das Wenigste, was wir euch anbieten können.»

Bevor wir uns versahen, waren wir in seinem Haus und sassen an einem mit Speisen und Getränken beladenen Tisch. Während einer Stunde hatten wir nichts anderes zu tun, als unseren Magen zu füllen. Unsere Gastgeber überhäuften uns mit Fragen – ob wir verheiratet seien, Familien hätten, Bauernhöfe besässen, ob wir schon in Amerika gewesen seien. Der Besitzer hatte fünfzehn Jahre dort gelebt, die zwei ältesten seiner acht Kinder waren in Amerika geboren, ein Sohn war in Russland gefallen, andere kriegsgefangen in Australien. Da erzählten wir ihm, dass wir aus Australien stammten, worauf er uns bat, ihm über dieses Land zu berichten. Er hoffte, sein Junge werde bald zurückkehren können. Wir versicherten natürlich wiederholt, dass für die iatlienischen Gefangenen in Australien sehr gut gesorgt würde.

Nun war es an uns, ihn zu befragen. Seine Informationen erwiesen sich später als wertvoll und genau. Er gab uns auch die Namen von Leuten an, die in den weiter gelegenen Dörfern wohnten, und die, wie er behauptete, uns ihrerseits zu andern Leuten weisen würden; wir brauchten nur seinen Namen zu erwähnen.

Es war beinahe Mitternacht, als wir von ihm wegkamen. Die ganze Ebene war nun in silbernes Mondlicht getaucht. Stunde um Stunde marschierten wir westwärts und vermieden so gut wie möglich alle Strassen und Dörfer. Die Strassen überquerten wir erst nach sorgfältiger Auskundschaftung und immer im rechten Winkel. Kein Mensch war zu sehen. Auch als wir einmal hinter einem Dorf vorbeischlichen, hörten wir keinen Laut. Nicht einmal ein Hund bellte. Unser Vertrauen wuchs mit jedem Kilometer, den wir zwischen das Lager und uns rückten.

Wir mussten eine ganze Anzahl Bäche überqueren, deren Wasser jedoch nur wenige Zentimeter tief war. Ungefähr um drei Uhr morgens erschien vor uns eine Baumallee. Diese Art Bäume war uns nun schon ziemlich vertraut und bezeichneten immer entweder einen Bach oder einen Kanal.

Diesmal tauchte ein ziemlich breiter Bach auf, ich schätzte ihn ungefähr zwanzig Meter breit und fand mich schon damit ab, dass wir hier zum ersten Mal unsere Schwimmkunst anwenden müssten. Doch ich hatte mich verrechnet; das Wasser stieg nicht höher als bis zu unsern Hüften.

Wir wateten zum andern Ufer hinüber, und im Moment, als wir es erreichten und das Wasser von uns schüttelten, kam ein Mann in einer uns weniger vertrauten italienischen Uniform hinter einem Baum hervor und auf uns zu. Er sprach uns an – in perfektem Englisch!

«Good morning, Gentlemen! Darf ich fragen, was ihr hier zu suchen habt?»

Wir waren durch sein plötzliches Erscheinen und die engli-

sche Anrede so überrascht, dass wir wie zwei ungezogene Buben, die auf frischer Tat ertappt wurden, dastanden und keine Worte fanden. Dann liess er einen kurzen Pfiff ertönen, worauf fast jeder der Bäume einen Cab hervorzauberte. Es müssen im Ganzen ungefähr zwanzig gewesen sein. Sie schienen jedoch nicht zu den militärischen Carabinieri zu gehören, die wir bereits kannten. Später erfuhr ich, dass sie etwas Aehnliches wie unsere Zivilpolizei seien.

Vorwurfsvoll wandte sich der Offizier wieder an uns: «Warum seid ihr Boys durchgebrannt, ihr habt uns nun eine besonders gute Falle verdorben, die wir den Schwarzhändlern, die in dieser Gegend arbeiten, gestellt haben. Schon aus einem Kilometer Entfernung entdeckten wir euch, wussten aber noch nicht recht, wer ihr seid. Eure Uniformen passen recht gut zur Landschaft, so konnte ich euch erst als britische Soldaten erkennen, als ihr den Bach durchquertet. Es ist wirklich schade», fuhr er fort, «jetzt ist es zu spät, um unsere Falle heute morgen wieder herzustellen, die Schmuggler sind nun natürlich gewarnt worden. Kommt jetzt mit uns, wir werden euch später in euer Lager zurückspedieren.»

Auf dem ganzen Weg schwatzte er auf uns ein, stellte all die unzähligen Fragen, womit es die Fremden anscheinend auf uns Briten abgesehen haben. Er fragte auch nach unserer Meinung, was jetzt mit Italien geschehen werde. Ich erklärte ihm, die Deutschen würden meines Erachtens versuchen, Italien gegen die Alliierten zu verteidigen, da die italienischen Flughäfen ihnen zu wertvoll seien, um sie zu verlieren. Er stimmte mir bei, fügte aber hinzu, die Italiener würden von selbst versuchen, die Deutschen zu vertreiben. Meinen Kameraden musste dieser Ausspruch ir-

gendwie belustigt haben, denn ich hörte ihn leise vor sich hin kichern.

Nach zwanzig Minuten Wanderung wurden wir in einen kleinen Dorfpolizeiposten geführt, doch man durchsuchte uns nicht. Der Offizier fragte uns höflich, ob wir müde seien und schlafen möchten. Als wir verneinten, wurde uns Kaffee gebracht, echter Kaffee mit Zuckerbrot! Später kamen noch Zigaretten und ein herrlicher Wein. Es war wirklich ein Vergnügen, Gefangener dieses Mannes zu sein!

Wir plauderten mit ihm bis um zehn Uhr morgens. Er erzählte, er sei Zollbeamter und müsse seit fünf Wochen in diesem Gebiet versuchen, eine Schwarzhändlerbande zu fassen, die hier im Grossen ihr Wesen treibe. Bis jetzt hätte er leider nur geringen Erfolg gehabt und befürchte, dass ein Haufen hiesiger Carabinieri darin verwickelt seien, da alle seine Pläne und Fallen den Schmugglern immer im Voraus bekannt seien.

Um zehn Uhr fuhr der Wagen des Lagers vor. Wir verabschiedeten uns von unserm liebenswürdigen Gastgeber, und um zwölf Uhr standen wir wiederum vor unserm Obersten. Der begann in seiner gewohnten Art zu toben und zu lärmen, aber nachdem er sich seiner Kraftausdrücke entledigt und etwas beruhigt hatte, wollte er wissen, wieso wir geflohen seien, wo wir doch sowieso bald frei sein würden. Ob wir nicht wüssten, dass er bei den britischen Behörden für uns verantwortlich sei; wenn irgendetwas geschehen sollte, bekäme er Vorwürfe! Dann, wie wir herausgekommen seien? – Durch das Haupttor, als seine Leute feierten. – Wie wir zu ungelochten Konservendbüchsen gelangt seien, und wo wir sie während den Kontrollen versteckt hätten etc. etc.?

Die drei Tage Loch, die wir dafür bekamen, erschienen uns beinahe wie eine Ferienzeit. Die Wachen zogen uns keine Handschellen an, doch raubten sie unsere Zigaretten. Wir lungerten herum, schliefen, fuhren fort mit unsern Körperübungen und beschlossen, wieder zu fliehen, sobald wir in der Baracke seien – falls der Tunnel noch immer bestände.

In der Nacht auf den zehnten September hörten wir plötzlich ganz aus der Nähe sporadische Schüsse. Wir regten uns darüber nicht auf, denn die Italiener verloren bei jeder Gelegenheit den Kopf und schossen oft so aufs Geratewohl ins Blaue.

Der erste Schlag erfolgte am Morgen des zehnten Septembers. Unsere Wache erschien bei uns, begleitet von zwei deutschen Soldaten, deren Grad wahrscheinlich ungefähr dem eines Feldweibels bei uns entsprachen. Die Wache war dermassen erschrocken, dass sie kaum sprechen konnte. Beide Deutschen trugen Maschinenpistolen.

Der Feldweibel war ein grosser Bursche und sprach etwas englisch. Er wollte alles von uns wissen, warum wir uns im Loch befänden, wie wir geflohen waren und so weiter, kurz, er stellte ungefähr die gleichen Fragen wie der Oberst, und wir gaben dieselben Antworten. Dann wurde alles in ein Notizbuch geschrieben.

Er schickte uns in unsere Baracken zurück und sagte: «Versucht von jetzt ab nicht mehr zum Hauptausgang hinauszugehen, denn nun stehen deutsche Soldaten dort, die etwas vom Schiessen verstehen.»

Im Lager herrschte tiefes Schweigen. Kein Mensch weit und breit. Der Grund dafür wurde bald klar: alle Gefangenen waren in ihre Baracken eingesperrt worden und an jedem Barackeneingang

standen deutsche Soldaten Wache, alle mit Maschinenpistolen bewaffnet.

Erst nachdem uns unsere Begleiter in die Baracken gestossen hatten, fanden wir des Rätsels Lösung. Anscheinend hatten sich deutsche Truppen während der Nacht zu unserm Lager geschlichen, einige Schüsse abgefeuert und ein paar Handgranaten geworfen. Die italienischen Wachen hatten sich sofort ergeben. In wenigen Sekunden waren die Deutschen in das Lager eingedrungen, hatten die aufgeschreckten Gefangenen in ihre Hütten gezwungen und sie darin eingeschlossen.

Um Mittag wurden die Türen aufgerissen und allen Gefangenen befohlen, auf dem Paradeplatz anzutreten. Der neue Kommandant werde eine Ansprache halten.

Es war ein deutscher General, der auf deutsch zu uns sprach. Satz um Satz wurde von einem seiner Offiziere übersetzt. Seine Rede war ganz typisch: Wir würden erschossen, wenn wir nicht Gehorsam leisteten, und wenn wir die deutschen Offiziere oder die deutsche Flagge nicht korrekt grössten; wir müssten in Gegenwart von deutschen Soldaten Achtungstellung annehmen etc. etches würde für uns Arbeit geben – dafür seien schon Vorbereitungen im Gange. Nachdem uns erlaubt wurde, bis Einbruch der Nacht auf dem Lagerplatz zu bleiben, entliess man uns.

## Zwölftes Kapitel

Sofort nach der Entlassung erschien Red Berry bei uns. Er wollte Einzelheiten über unsere Flucht erfahren, und wir teilten ihm alles im Detail mit. Wir wollten nun unsererseits die Reaktion

der Behörden wissen, und ob der Tunnel entdeckt worden sei. Red meinte, der Tunnel bestehe noch immer, denn trotzdem die italienischen Cabs am folgenden Tag eine sorgfältige Durchsuhung vorgenommen hätten, sei die Latrinengrube wie gewöhnlich übersehen worden. Er hatte vermutet, dass wir den Tunnel von dort aus konstruiert hätten, wollte aber die Aufmerksamkeit der Italiener nicht auf diesen Ort lenken und hatte darum nicht weiter nachgeforscht. Wir berichteten Red weiter, dass wir beabsichtigten, in derselben Nacht in unsern unterirdischen Durchgang zu gehen, um nachzusehen, ob unser Essvorrat noch intakt sei.

Red beschwor uns nun, ihn und seinen Partner Fred Ward mitzuführen. Mein Freund Kahlkopf hatte nichts dagegen, aber ich wünschte nicht, eine grössere Gruppe zu bilden, die dann fast keine Erfolgsaussichten mehr hätte. Zweitens gefiel mir auch diese «Warze», wie wir Ward nannten, nicht besonders. Nach meiner Meinung war sein Charakter wie sein Übername. Wie Red ausgerechnet ihn als Partner auslesen konnte, war mir ein Rätsel, denn die beiden Typen hatten nichts Gemeinsames. Die ‚Warze‘ galt als Schwächling, der immer Unfrieden stiftete und immer mit jemand stritt. Ich denke, Red wollte ihn zuerst in seinen Schutz nehmen, um ihn von den Strafen, die ihm seine «Mitbewohner» aufluden, zu bewahren, dann war er Red irgendwie ans Herz gewachsen und sein Sorgenkind geworden. Reds Bitte wurde schliesslich gewährt, unter der Bedingung, dass ich als Führer der Expedition anerkannt würde, und dass jeder, der sich meiner Disziplin nicht fügte und meine Befehle nicht ausführte, seinem eigenen Schicksal überlassen würde.

Vor dem Abend wurden mir noch vier weitere Anträge gemacht. Davon einer vom «Herzog», John Balliol, und seiner «Leibwache», Jack Johnstone, die ich beide nicht leiden mochte. Der Herzog war ein Gigolo ersten Ranges, dessen Eltern zu viel Geld besaßen und ihn völlig verwöhnt hatten. Er prahlte unaufhörlich mit dem Guthaben und der Stellung seines Vaters und erhielt die ganze Zeit Pakete von zu Hause; er brach das ungeschriebene Lagergesetz, wonach man den Italienern keine Luxusartikel abkaufen sollte. Wir alle schauten mit Verachtung auf ihn herab. Jack Johnstone war ein kräftiger Bursche mit wenig Hirn. Ich glaube, er hatte sich mit Hintergedanken an den Herzog gehängt, damit ein Teil seiner «Güter» ihm selbst zufalle. Die andern beiden, «Rufus», Jan Hamilton, und «Buckskin», Ned Watson, gefielen mir. Rufus war ein langer, bodenständiger Australier, sehelig und zäh, ein wirklich grosser Mann mit feuerrotem Haar und Sommersprossen. Sein Freund Buckskin sprach sehr wenig und nur immer das Notwendigste, war schüchtern wie ein junges Mädchen und erst zweiundzwanzig Jahre alt. In der Wüste hatte er sich durch seinen starken Mut besonders ausgezeichnet. Gross wie Kahlkopf, schön gebaut, flink wie eine Ziege und stark wie ein Pferd; kurz, er besaß alle lobenswerten Eigenschaften eines jungen Mannes. Diese vier bearbeiteten mich nun, bis ich unter den gleichen Bedingungen wie bei Red und der 'Warze' einwilligte.

Kurz von der Nacht gingen wir alle zur Latrine; das mussten wir tun, da die deutschen Wachen uns nachher einsperren würden. Einige Minuten später, als die Wachen Rundschau hielten, schien bei uns alles den normalen Lauf zu nehmen . . . Erst dann bemerk-

te ich, dass wir noch zwei Männer mehr erhalten hatten, das Poken-Gesicht» (Bill Wilson) und der «Gnom» (Peter Peterson). Doch jetzt war es unmöglich zu fragen, warum diese auch noch gekommen seien, da uns nur einige Minuten verblieben, in den Tunnel zu kriechen, bis die Wachen ein zweites Mal nachschauten. Einer nach dem andern sprang in die Grube hinunter, ich als erster, Kahlkopf am Schluss. Im Tunnel drin warteten wir ungefähr eine halbe Stunde bis es dunkelte. Zum Glück fanden wir unsern Proviant hier unberührt; die Neuen hatten natürlich ihren acht-tägigen Vorrat mitgeschleppt.

Als es dunkel genug war, drückten wir uns hinaus ins Freie. Der Weg war uns nun vertraut, und bald stand ich bei der Baumgruppe, jenseits des Weges zu den Baracken. In Abständen von zwei Minuten folgten die andern nach, zuerst Red, dann die 'Warze' und so weiter, der Kahlkopf zuletzt. Diese Nacht sollte ich als Führer unserer Gruppe vorausgehen. Die andern kamen paarweise nach, in Abständen, die gerade gross genug waren, um einander im Auge behalten zu können. Kahlkopf überwachte das Ende. Wir bedienten uns der gewohnten Armeesignale, um Kontakt zu halten – all das hatte ich den andern zugeflüstert, als wir im Tunnel warteten.

Ich schlug einen festen Schritt an und marschierte stundenlang westwärts, ohne zu versuchen, den Lärm marschierender Füße zu unterdrücken. Ich wusste, dass dies unmöglich war, denn unsere schweren Schuhe verursachten Geräusche, wogegen auch ein ganz saches Auftreten nichts half. Wir kamen am alten Bauernhaus vorbei, wo wir vom amerikanisch sprechenden italienischen Bauern beim ersten Fluchtversuch aufgehalten worden waren. Vorsichtig schlugen wir einen Halbkreis ausser Hörweite

um das Haus herum. Ich hätte den Mann gerne nochmals gesehen, aber jetzt war Zeit unser Hauptfaktor. Es durfte um keinen Preis wieder schief gehen!

Von Zeit zu Zeit schaute ich auf meine Leute zurück. Jedes Paar befand sich ungefähr hundert Meter hinter dem andern, sie marschierten rasch und in vollständigem Stillschweigen; keine Zigarettenglut hätte uns verraten können. Die Disziplin war perfekt. Das blieb so während der nächsten acht Tage und siebzehn Stunden, während wir Norditalien durchquerten und in die Schweiz kamen, trotzdem die Zahl unserer Gesellschaft auf siebenunddreißig Mann stieg.

Als mir später in der Schweiz die Männer dankten, konnte ich ihnen nur versichern, dass, wenn sie mir nicht so viel absolutes Vertrauen entgegengebracht und bei sich selber nicht so streng Disziplin gehalten hätten, sich jetzt wahrscheinlich keiner hier befände, um sich zu bedanken.

Ohne Unterbruch marschierten wir weiter in die Nacht hinaus. Vor Mitternacht stieg der Mond auf. Wir durchwateten den gleichen Bach fast an derselben Stelle, wie das erste Mal, als wir in die Hände der Zolloffiziere geraten waren. Unsere erste Ruhepause machten wir hier, unter Deckung der dunklen Ufer des Baches, wo wir uns auch nach dem Polarstern über unsere Lage und Kurs orientierten.

Von dieser Stelle aus musste unser Kurs ungefähr zehn Grad nordwestlich verlaufen, um das Dorf A. zu erreichen, wo wir hofften, die Leute, die uns jener Italiener angegeben hatte, vorzufinden. Doch dieses Dorf war fast achtzig Kilometer von unserem La-

ger entfernt, und man konnte uns nicht zumuten, da wir nur nachts unterwegs waren, achtzig Kilometer in einem einzigen Gewaltmarsch zurückzulegen. Als ich kurz vor Tagesanbruch ein tiefes, stark bewaldetes Tal etwas nördlich von unserer Route entdeckte, beschloss ich rasch, dieses als erste Haltestelle zu benützen und bog hinein. Es eignete sich vorzüglich als Deckung und noch vor der Morgendämmerung hatte sich jeder von uns eingebettet.

Ich berechnete, dass wir seit neun Uhr abends bis halb sechs Uhr morgens mehr als fünfzig Kilometer zurückgelegt hatten. Als ich später erfuhr, dass der Wald sich dreiundfünfzig Kilometer von unserm Lager entfernt befand, freute ich mich, weil ich allen Grund hatte, mir zu meiner Berechnung zu gratulieren.

Tagsüber blieben wir in Deckung, assen und schliefen. Einmal kamen einige italienische Bäuerinnen in den Wald, um Holz zu sammeln, doch sie näherten sich unserm Plätzchen nicht, sondern entfernten sich bald wieder, ungeheure Ladungen auf ihren Köpfen wegschleppend. Kurz vor vier Uhr nachmittags bedeckte sich der Himmel, und da es schon fast dunkel war, beschloss ich, dem Dorf A. zuzuwandern. Nach gut drei Stunden kam es in Sicht.

### **Dreizehntes Kapitel**

Ich hiess alle andern warten und ging allein in das Dörfchen. Hier wurde ich im Halbdunkel zu einer grossen Sensation, da mich alle Leute sofort als «Inglese» erkannten. Sie brachten mich rasch von der Hauptstrasse weg in ein Seitengässchen, wo ich in-

nert drei Minuten den Mann, den ich suchte, herausfand. Er geleitete mich in einen Keller, wo ich ihm vom amerikanisch sprechenden Bauern erzählte.

Er war überaus tatkräftig. In weniger als einer halben Stunde hatte er mir alle Nachrichten mitgeteilt, eine Führung nach dem Dorfe B. ausgedacht, für einen Tag Lebensmittel aufgetrieben und unsere übrige Gesellschaft in den Keller verstaut. Dann holte er genügend Wein, um uns alle betrunken zu machen, aber jeder trank, gemäss meinem Befehl, nur wenig. Wir konnten auf unserer Flucht keine Sauferei dulden.

Er warnte uns, in südlicher Richtung weiterzugehen. Wie er erklärte, waren dort tausende von Deutschen daran, eine Verteidigungslinie dem Flusse Po entlang zu konstruieren; es wäre besser, Como zu erreichen, um dann in die Schweiz zu gelangen. Unter Führung, die von Dorf zu Dorf abgelöst würde, sollten wir innert einigen Tagen die Grenze erreichen. Hier müssten wir mit den zahlreichen Schmugglern jener Gegend in Verbindung treten, die uns über die Grenze bringen sollten. Die italienische Armee, meinte er, bestehe nicht mehr, die Soldaten hätten nun ihre Waffen niedergelegt, und die Strassen wimmelten von heimkehrenden Milizen. Bis jetzt befänden sich noch keine Deutschen in dieser Gegend. Wir müssten uns nur vor den Carabinieri in Acht nehmen, doch er glaubte nicht, dass diese uns in den Dörfern belästigen würden, vielleicht eher in grösseren Städten. Und die müssten wir eben umgehen.

Er berichtete noch vieles. Obwohl mein Italienisch nicht gut genug war, um alles zu verstehen, erfasste ich doch das Wichtigste. Nach einer Stunde nahmen wir unsern Weg wieder unter die Füsse, von einem kräftigen jungen Italiener Alpinisten geführt,

welcher erst vor vierundzwanzig Stunden aus dem Militärdienst nach Hause zurückgekehrt war. Das Soldatenleben, so erklärte er uns, sei für ihn jetzt für immer zu Ende.

Wenn wir in der letzten Nacht auch rasch vorwärtsgekommen waren, so war das doch kein Vergleich zum Tempo, welches er jetzt anschlug. Stunde um Stunde eilten wir durch die Ebene, die sich hinter dem Dorf ausbreitete. Es war stockdunkel, der Mond ging erst gegen Mitternacht auf. Doch unser Führer kannte jeden Pfad, jede Strasse, jeden Stein.

Zweimal überquerten wir die Eisenbahnlinie, passierten ein Dorf nach dem andern, ohne Pause. In den ersten Nachtstunden kamen die Dörfler jeweilen an ihre Haustüren, wenn sie unsere Schritte vernahmen, betrachteten uns oder bestürmten unsern Führer mit Fragen. Später, als alles im Bett war, schienen wir durch tote Dörfer zu schreiten. Niemand kümmerte sich um uns oder versuchte, uns anzuhalten. Als der Mond am frühen Morgen aufstieg und die ganze Landschaft mit seinem Silberlicht überflutete, erinnerten mich diese Dörfer an die altmodischen Postkarten, die man aus England an meine Eltern in Australien geschickt hatte.

Um sechs Uhr morgens stiegen wir einen kleinen Abhang hinunter in ein Dorf, welches sich an den Fluss einer Bergkette schmiegte, die im Nordwesten erkennbar wurde. Es war das Dorf B., hundertzwanzig Kilometer von unserm Lager entfernt. Nun lag die offene Ebene endgültig hinter uns.

Unser Führer brachte uns geradewegs zur zweiten Verbindung, einem festen, heiteren Italiener, den ich mir gut hinter einem Fischladen-Tisch in einem angelsächsischen Lande vorstel-

len konnte, um den Kunden fröhlich seine «fish and chips» auszuhändigen. Der Aufenthalt gestaltete sich in gleicher Weise wie im Dorfe A. Essen, Wein und Brot, wurden uns aufgetischt. Der Alte wollte mit uns über den Krieg plaudern, doch ich blieb standhaft und erklärte, dass wir müde seien von den beiden aufeinanderfolgenden, durchmarschierten Nächten. Ich bat ihn, uns einen sichern Schlafplatz zu suchen. Um acht Uhr lagen wir im frisch-riechenden Heu eines grossen Dachbodens. Dort vergruben wir uns und unsere Habe und schliefen ein.

Gegen fünf Uhr nachmittags wurden wir vom Alten geweckt. Trotz meines guten Trainings, schmerzten mich jetzt meine Beine. Ich fragte mich, wie sich wohl die andern fühlten, die keine solch strengen Vorbereitungen getroffen hatten wie Kahlkopf und ich. Bald erfuhr ich es: Sie wälzten sich aus dem Stroh und klagten einstimmig über die Schmerzen in den Hüft- und Beinmuskeln. Ich tröstete sie damit, dass die Steifheit in der nächsten Nacht schon vergehen werde und sie im Lauf der folgenden Tage abgehärtet sein würden.

Unser Alter brachte Neuigkeiten. In der Nacht hatten deutsche Flieger das Dorf überflogen und Flugblätter abgeworfen. Darin wurde erklärt, dass die Deutschen aus militärischen Gründen das Land besetzt hätten. Was uns am meisten an den Flugblättern interessierte, war die Bekanntgabe, dass jeder Zivilist, der geflohene britische Soldaten beherberge, oder ihnen zu essen gebe, angezeigt und erschossen wird. Ich sah, dass die Flugblätter unserm Mann grosse Angst einjagten. Am Morgen hatte er noch gewünscht, uns im Dorf zu behalten, aber jetzt konnte er uns nicht schnell genug wieder loswerden.

Die Führung, die er uns herbeischaffte, bestand diesmal aus zwei jungen Mädchen, eines fünfzehnjährig, das andere vierzehnjährig. Zwei wirklich tapfere Kinder! Sie blieben während zwei Tagen bei uns – zwei sehr schweren, mühsamen Tagen. Es regnete ununterbrochen, wir wurden in unsern leichten Kleidern: Hemd, kurzen Hosen, Socken und Stiefeln, völlig durchnässt.

Nach vorheriger Vereinbarung hatten wir keinen Kleidervorrat mit uns geschleppt, denn es war noch Sommer und sehr warm. Dazu hatten wir damals gedacht, dass wir in einigen Tagen irgendeinen Ort erreichen könnten, wo neue Kleider zu beschaffen wären.

Gegen sechs Uhr abends brachen wir wieder auf, ich mit dem einen Mädchen an der Spitze, Kahlkopf mit dem andern am Schluss. Alle zwei Stunden wechselten wir. Dann kam ich mit meiner jugendlichen Führerin nach hinten und Kahlkopf mit seiner kleinen Gefährtin nach vorn. Und vorwärts ging's, während das Wasser zwischen Hemd und Haut herunterrieselte und die Kälte unsere Knochen erstarren liess. Weiter und weiter schritten wir über die gewundenen Hügelwege. Es war so dunkel in diesem dichten Wald, dass ich meine Gefährtin neben mir kaum sehen konnte. Wir mussten unsere Formation in strenger Ordnung halten, um den Kontakt zwischen den einzelnen Paaren in der Dunkelheit nicht zu verlieren. Unsere Führerinnen kannten jeden Pfad dieses bewaldeten Höhenzuges. Sie mussten wahre Katzenaugen haben; nicht ein einziges Mal zauderten sie.

Gegen Mitternacht hatten wir einen Bergkamm erreicht. Hier stand eine verlassene Holzhackerhütte. Wir beschlossen hier zu essen und eine Stunde zu rasten. Eines der Mädchen zog einen Bund Kerzen aus ihrer Handtasche. Wir schlossen die Fensterlä-

den, zündeten die Kerzen an, assen und legten uns zurück, unsere Zigaretten zu geniessen.

Später, als der Mond aufging, liess der Regen etwas nach, und das Wandern fiel uns leichter. Die Mädchen erklärten uns, wir hätten noch einen kahlen Bergkamm zu überqueren, und es sei besser, dies vor der Morgendämmerung zu tun, weil immer deutsche Maschinen herumflögen und auf alles Bewegliche aufmerksam würden. Man vermutete, dass in dieser Gegend Partisanen hausten, und wenn wir gesehen würden, würden die Deutschen bestimmt auf uns schiessen, Bomben herunterwerfen oder Leute ausschicken, um uns einzufangen.

Gegen Morgen begannen die Mädchen, unruhig zu werden. Wir waren verspätet und würden den lichten Hügel bei vollem Tageslicht überqueren müssen. Bei Tagesanbruch erkannte ich den Grund ihrer Befürchtungen. Wir standen gerade in der Mitte eines baumlosen Hügelgebietes. Aus der Luft konnten wir ohne Weiteres bemerkt werden, da nirgends Deckung vorhanden war. Aber glücklicherweise kam uns jetzt der Regen, der uns auf der nächtlichen Wanderung gehemmt hatte, zu Hilfe. Das Rieseln bildete einen schützenden Nebel, der Beobachtungen aus der Luft unmöglich machte. Doch atmeten wir trotzdem auf, als nach zwei Stunden der letzte kahle Hügel hinter uns lag, und wir in ein bewaldetes Tal gelangten.

Wir drangen tief hinein und beschlossen, endlich anzuhalten und unsere müden, schweren Glieder auszuruhen. Das Marschieren durch das hügelige Gelände im dauernden Regen hatte unsere bereits übermüdeten Körper völlig erschöpft. Ich war der Ansicht,

dass es hier nicht gefährlich sei, ein Feuer anzufachen, und den gerade für solche Gelegenheiten mitgebrachten Tee abzubrühen. Ich befürchtete jetzt keine Fliegerbeobachtungen mehr, und die Mädchen versicherten, es gäbe hier weit und breit keine Deutschen. Höchstens Holzhacker könnten den Rauch unseres Feuers bemerken, doch würden diese uns eher beistehen als schaden. So stellten wir mit einiger Mühe und nassem Holz ein Feuer her. Wir verwendeten die kleinen Blechbüchsen aus dem Lager zum Kochen, und in weniger als einer halben Stunde sassen wir beim Essen und Trinken. Tee ist in der Tat ein herrliches Wiederbelebungs mittel; ich war erstaunt zu sehen, wie erfrischt jeder von uns nach dem warmen Trunk aussah. Länger hier zu bleiben wäre fatal geworden, denn wir waren durch und durch nass. Wir durften nicht zu schlafen versuchen oder herumliegen, sonst hätten wir uns böse Muskelkrämpfe oder vielleicht sogar ernstliche Krankheiten zugezogen. Als ich dies den Mädchen klar machte, stimmten sie mir sofort bei, es sei am besten, gleich aufzubrechen.

Ich erwartete, sie würden jetzt umkehren, doch nein, sie bestanden darauf, uns bis zu einem Dorf, einige Kilometer vor Verona, zu begleiten, wo sie einige Tage bei Verwandten verbringen wollten. Die Anhänglichkeit dieser beiden Kinder überraschte uns alle. Sie ängstigten sich absolut nicht in unserer Gegenwart und waren völlig selbstsicher. Offensichtlich hatten sie diesen Weg durch die bewaldeten Hügel schon oft zurücklegen müssen. Ohne Augenzwinkern machten sie die nächtlichen Gewaltmärsche in durchnässten Kleidern wie wir mit.

Vierundzwanzig Stunden später, nachdem wir während sechsunddreissig Stunden ununterbrochen marschiert waren (nur

mit wenigen kurzen Aufenthalten zum Essen oder Rasten) erschienen sie uns ebenso frisch, wie in den ersten Stunden, nachdem wir den alten «Fischhändler» verlassen hatten. Jeder von uns Männern stand jedoch nach den Strapazen nahe dem Zusammenbruch.

Unser erster Aufenthalt hatte mir Gelegenheit gegeben, das Poken-Gesicht zu fragen, wieso er und sein Freund dazu gekommen waren, sich uns einfach anzuschliessen. Poken-Gesicht war ungefähr so gross wie ich, schlank gebaut, aber ich glaube, trotzdem zäh und sehnig, mit einem harten, granitähnlichen Gesicht und stahlblauen Augen. Ich wusste nicht viel von ihm, obschon er mir im Lager oft aufgefallen war, so wie einem eben jeder der andern neunhundertneunzig Menschen auffällt, den man ohne Neugier tagtäglich auf der Strasse grüsst. Der «Gnom», sein Gefährte, war vielleicht der kleinste Mann, den ich je in Uniform gesehen hatte, nur hundertachtundfünfzig Zentimeter hoch, dunkel und schlank wie ein Jüngling. Sein Übername passte ausgezeichnet zu ihm. Er war immer fröhlich und aufgeweckt, und in den letzten Etappen unserer Flucht, als wir barfuss über die Gletscher und spitzen, messerscharfen Steine der Alpen wandern mussten, bewährte er sich tadellos. Ich lernte den kleinen Mann lieben wie einen Sohn, was wahrscheinlich unter Männern der höchste Tribut ist.

Mit vollem Bauch zurückliegend und an einer übelriechenden, leeren Pfeife saugend, erzählte mir Poken-Gesicht, wie er meinen Kameraden Kahlkopf und mich eines Morgens unsere kurzen Arbeitshosen waschen sah und sich gefragt habe, warum wir wohl um fünf Uhr in der Früh auf die Idee kämen, Hosen zu reinigen. Er hatte ebenfalls unsere eifrigen Märsche um das Lager

und unser regelmässiges Verschwinden beobachtet. Dann hätte er die Angelegenheit mit dem Gnom besprochen, unsere Absicht erkannt und beschlossen, auch zu trainieren, um später von unserer harten Arbeit zu profitieren. Sie wollten uns, sobald wir den Tunnel verliessen, nachfolgen. Die leisen Geräusche unserer Arbeit aus der Latrine hatten sie belauscht und einmal sogar heimlich das Werk geprüft, um zu sehen, wie weit wir schon seien. Doch am Waffenstillstandstage hatten sie beschlossen, den Tunnel doch nicht zu gebrauchen, da es nur Kraftverschwendung wäre, jetzt da die Befreiung so nahe stand. Trotzdem hatten sie es zu schätzen gewusst, dass wir unsern Plan nach harter Arbeit durchführen wollten. Nach der Ankunft der Deutschen hatten sie die erste Gelegenheit zur Flucht ergriffen, mit der Überzeugung, dass wir das Gleiche tun würden. Sie wussten wohl, dass wir ihre Mitwirkung dulden, wenn sie sich einfach anschliessen würden.

Nun ging's noch eine Stunde vorwärts, bevor wir aus dem Wald in eine wellenförmige Ebene kamen. Gepflegte Reben, beladen mit süssen Trauben, schmückten das wellige Gebiet; Maisfelder und andere Aecker erstreckten sich bis in die weite Ferne. Die Mädchen versicherten, dass wir bei klarem Wetter die mächtige Alpenkette, die Italien von Österreich und der Schweiz trennt, von hier aus sehen könnten. Bestimmt hätten wir an einem wirklich schönen Tag auch das glitzernde Wasser des Gardasees erblickt, der fast hundert Kilometer Fluglinie nordwestlich von uns lag.

Dieses ländliche Gebiet ist dicht bevölkert, sodass wir von nun an auf den schmalen Seitenwegen, die wir benützten, beständig Leute trafen. Zum grössten Teil wünschten sie uns nur guten

Tag und starrten uns stillestehend neugierig nach, wenn wir vorbeigingen. Manchmal hielten uns auch geschwätzig alte Männer an, eröffneten ein kurzes Gespräch oder berichteten uns, wie sie gegen die Deutschen gekämpft hatten im letzten Krieg. Ein Veteran zog sich sogar halb aus, um uns die Narben einiger Körperwunden zu zeigen, die er von Seiten der Österreicher bekommen hatte; unnötig zu sagen, dass diese Zwischenfälle unser Vorwärtkommen beträchtlich hinderten. Obschon wir am hellen Tag und über gute Strassen wanderten, glaubte ich nicht, dass wir mehr als dreissig Kilometer zurücklegten. Ich rechnete, dass wir in der vorhergehenden Nacht über das Hügelgebiet etwa dreissig Kilometer gemacht hatten, und wenn meine Rechnung stimmte, blieben immer noch ungefähr zwanzig Kilometer bis Dorf C. und unserer Verbindung Nummer Drei.

Kurz vor der Abenddämmerung verwandelte sich der Sprühregen in ein furchtbares Gewitter, und wir fanden während ungefähr einer Stunde in einem Lagerhaus in der Nähe einer Weinbrennerei Unterschlupf, wo die Leute einige Flaschen Wein als Muster für uns entkorkten. Ich war froh, als das Gewitter nachliess, denn ich glaubte wirklich, dass wir uns betrunken hätten und unser ganzes Wagnis misslungen wäre, wenn wir noch eine halbe Stunde länger dortgeblieben wären. Aber jetzt schon begann der eine und der andere ununterbrochen zu sprechen und zu plappern, und einmal lächelte sogar das Poken-Gesicht, was ein sicheres Zeichen sei, dass er schon zuviel hatte, wie Gnom versicherte. Er lachte nämlich nur in totaler Betrunkenheit. Der Wein hatte unsere durchnässten Körper aufgewärmt und uns neues Leben ge-

bracht, und als der Sturm vorüber war, konnten wir uns von unsern grosszügigen Gastgebern verabschieden. Wir machten uns auf den Weg und waren trotz des fast vierundzwanzigstündigen Marsches, der hinter uns lag, noch ganz gut in Form.

Der Himmel hellte sich auf, und die Sterne begannen ermutigend und freundschaftlich durch die Wolken zu schimmern. Wir kamen in den ersten Stunden gut vorwärts, so dass ich hoffte, wir würden gegen Mitternacht unser Ziel erreichen. Da begann Rufus nachzulassen und über seine ermüdeten Beine zu klagen. Er sagte, es wäre besser, wenn wir allein weitergingen und ihn langsam nachkommen liessen. Das verweigerten wir, hielten aber öfters an, um ihn ausruhen zu lassen. So kam das Dorf C. erst gegen Morgen in Sicht.

Der dritte Verbindungsmann war ein Arzt, der in einem farbigem Schlafrock steckte und uns auf englisch begrüßte. Er war verärgert, so früh gestört zu werden, aber sein Unmut schwand bald. Die beiden Mädchen küßten uns alle beim Abschied, nachdem wir in ihren Autogrammalben gehorsam unterschrieben und ihnen unsere Heimatadressen gegeben hatten. Wir mussten lachen, als die Kleine den herben Red und langen Rufus küßte; ich glaube, sie hätte mit einem leichten Senken des Kopfes zwischen deren Beine durchschreiten können. Red schwang sie in seinen kräftigen Armen auf, so leicht, wie ein gewöhnlicher Sterblicher ein zweijähriges Kind aufgehoben hätte.

In kürzester Zeit hatte der Doktor für uns Essen und Schlafgelegenheit bereitgestellt. Er schaffte auch eine grosse Flasche mit irgendeiner trüben Flüssigkeit herbei und erklärte, wir müssten uns damit einreiben, um unsere ermüdeten Beinmuskeln wie-

der zu beleben. Um acht Uhr waren wir im frischgeschnittenen Heu in einer Scheune eingebettet. Wir hatten unsere nassen Kleider abgestreift und zum Trocknen an einem Balken aufgehängt. Dann rieben wir uns gegenseitig mit der stark riechenden Flüssigkeit ein und vergruben unsere Nacktheit im kitzelnden Heu.

Es war schon stockdunkle Nacht, als der Doktor uns wecken kam. Er befahl, uns anzukleiden und in Abständen in sein Haus zu kommen. Dort wollte er uns Nachrichten und Essen geben und mit uns das Programm für die nächste Etappe festlegen.

Als ich bei ihm erschien, waren die andern bereits da. Wir waren eine mächtige Bande in diesem kleinen Konsultationszimmer. In der Mitte stand ein Tisch, gehäuft mit Brotschnitten, Polenta, Trauben, Äpfeln und Birnen. In der einen Ecke lag ein Stapel Zivilkleider.

Während des Essens wurde unsere Lage gründlich besprochen. Der Doktor erklärte, ungefähr vier Stunden zu Fuss in nordwestlicher Richtung liege der grosse Eisenbahnknotenpunkt Verona; im Norden befänden sich die Alpen zwischen Italien und Österreich und der berühmte Brenner-Pass. Das östliche Gebiet kannten wir bereits, im Westen lag der weite Gardasee. Die nördliche und östliche Richtung sei zwecklos für uns, denn die Deutschen strömten vom Brenner her ein; gerade an diesem Tag habe ein grosser Zug Transportpanzer und Camions das Dorf durchquert während wir geschlafen hatten. Eine Gruppe deutscher Feldpolizisten stände in einem grösseren Dorf, nur zehn Kilometer von uns entfernt.

Er riet uns auch, nicht westwärts weiterzuziehen, wegen der grossen Anzahl von italienischen Militäranlagen, welche jetzt von den Deutschen am Gardasee und Umgebung übernommen worden seien. Es wäre uns vielleicht möglich, nachts dem südlichen Ufer entlangzugehen, doch auch das wäre mit Hinsicht auf das kürzlich erlassene Ausgehverbot gefährlich. Auch in Zivilkleidern würden wir ausgefragt werden, warum wir noch nach zehn Uhr abends herumstrichen. Er hatte für uns Zivilkleider gesammelt und forderte uns auf, sie anzuprobieren und uns damit auszurüsten. Aus der Ferne könnten wir damit schon als gewöhnliche Zivilisten angesehen werden; aber – und er schaute lächelnd auf Red, Rufus, Kahlkopf und die Leibwache – in geringerer Entfernung würden die Deutschen solch grosse Männer sofort als Nicht-Einheimische erkennen und zu näheren Erkundigungen angeregt werden.

Dann erklärte er uns die Route, die seiner Ansicht nach weniger gefährlich und auch viel kürzer sei, als der weite Weg um den See. Wir müssten einen gewöhnlichen Personenzug von Verona nach Novara nehmen. Er machte uns klar, dass im Gedränge und Durcheinander der überfüllten Züge kaum Gefahr bestand, bemerkt zu werden, weniger auf alle Fälle, als wenn wir von einem Dorf zum andern wanderten. Wir sollten dies jedenfalls vorsichtig tun und in Zweiergruppen gehen, da wir zusammen sofort als Flüchtlinge erkannt würden.

Wir besprachen alles nochmals untereinander. Ich war eigentlich gegen das Bahnfahren, aber dennoch aus zwei Gründen für ein schnelleres Vorwärtskommen. Erstens, weil Schnelligkeit unerlässlich war. Jeder Tag brachte den Deutschen mehr Zeit, die

Grenzwachen und Patrouillen neu zu organisieren. Wenn wir schon hinauswollten, mussten wir es in der Verwirrung des Zusammenbruchs des italienischen Regimes tun. Zweitens konnte ich sehen, dass wir nicht einmal nach langen, erfrischenden Nächten, wie der heutigen in der Lage waren, noch weite erschöpfende Märsche durchzuhalten. Alle unsere Kräfte mussten für die letzten Strapazen bei der Grenze aufbewahrt werden. Nach einigem Hin und Her beschloss ich, unser Glück zu versuchen. Der Doktor hatte versprochen, uns persönlich nach Verona zu begleiten, unsere Billette zu kaufen und uns in den richtigen Zug zu bringen.

Linser nächstes Problem waren die Kleider. Wir sollten Zivilleuten so ähnlich wie möglich sehen ... so begannen wir in dem Haufen in der Ecke zu wählen. Da waren Hosen und Hemden in allen Regenbogenfarben, dazu einige Hüte, die uns reichlich komisch vorkamen. Wir legten unsere Feldmützen beiseite und streiften die neuen Gewänder über unsere alten Armeehemden, die langen Hosen über die kurzen. Meist war es billiger schwarzer Baumwollstoff, die Hosenbeine waren alle viel zu kurz und mit leuchtend bunten Fleckstücken bespickt. Mein Hemd war kurzärmelig, aus blau und gelb gestreifter Kunstseide. Dazu trug ich eine schwarze Krawatte und einen schmalrändrigen, schwarzen, zwei Nummern zu engen Filzhut. Die Grösseren unter uns schauten so lächerlich aus, dass ich die Bahnfahrt beinahe aufgab. Die beiden Rotköpfe zeigten fünfzehn Zentimeter blosses Bein am Ende der Hosen, und wir verzweifelten fast auf der Suche nach einem Hemd für Reds gewaltige Schultern. Als schliesslich eines gefunden wurde, war es so eng, dass er kaum zu atmen wagte.

Der Gnom war leicht auszustaffieren, der einzige der ganzen Gesellschaft, der einigermaßen wie ein Zivilist aussah.

Um Mitternacht zogen wir los. Der Doktor meinte, wir sollten gegen Morgen nach Verona gelangen, um wie Arbeiter, die an ihr Tageswerk gehen, auszusehen. Gemächlich schritten wir aus, da wir viel Zeit hatten, und vermieden Dörfer und Hauptstrassen. Wir hatten wiederum unsere alte Einteilung angenommen, und jeder trug nun sein Bündel anstatt auf dem Rücken, in Zeitungspapier eingewickelt unter dem Arm.

Gegen Tagesanbruch erreichten wir die Aussenquartiere der Stadt, doch keine der wenigen Personen beachtete uns. Der italienische Arbeiter steht früh auf und macht sich sogleich an sein Tageswerk. So verloren wir uns während der folgenden Stunde im Gewühl eiliger Männer und Frauen. Etliche deutsche Transporte fuhren an uns vorbei, und da und dort sahen wir deutsche Soldaten auf den Strassen, doch niemand schien sich für uns zu interessieren.

Am Bahnhof angekommen, befahl uns der Doktor, draussen etwas herumzuschlendern, während er die Billette holen (die er auch bezahlte und eine Entschädigung strikte zurückwies) und nach dem Fahrplan schauen wollte. Wir hatten fast eine Stunde auf den Zug zu warten, und unser Ratgeber erklärte, es wäre besser, wenn wir in den Strassen umherspazierten, als ständig um den Bahnhof herumzulungern. Ich gab den andern zu verstehen, uns gegenseitig immer im Auge zu behalten. Während einer Stunde wanderten wir nun umher und besichtigten die von der R.A.F. beim letzten Fliegerangriff verursachten Bombenschäden.

Als wir zurückkamen, wimmelte der Bahnhof von wartenden Leuten, was unseren Wünschen und Hoffnungen entgegenkam. Hunderte von jungen Männern kletterten in die verschiedenen Züge, alle versuchten, noch rechtzeitig von der Armee auszureisen. Da kam die erste Prüfung unserer Nerven – deutsche Feldpolizisten streiften anmassend auf dem Bahnsteig umher und stiessen verachtungsvoll alle beiseite, die ihnen in den Weg gerieten. Ungefähr zweihundert Meter weiter unten stand ein Zug mit Zisternewagen, und da waren auch etwa ein Dutzend aufmerksam auschauende deutsche Wachen auf gestellt. Als die Feldpolizei vorbeischnitt, schaute ich zufälligerweise auf Red – wenn ich mich nicht irre, dachte er eben: «Ich würde euch beiden Schönen zu gerne den Hals umdrehen.»

Ich beobachtete auch heimlich die Reaktionen der andern, als die Polizei bei ihnen vorbeistolzte. Der Ausdruck von reiner Panik auf Buckskins Gesicht überraschte und beunruhigte mich, denn wenn jetzt auch nur ein einziger die Nerven verlor, würde die ganze Sache aufgedeckt. Das war also der Mann, von dem ich so viel erwartet hatte, dessen Ruf als mutiger Held sprichwörtlich geworden war! In den späteren Etappen unserer Flucht brannten ihm seine Nerven völlig durch; er war beinahe ein plappernder Idiot, als wir die Schweiz erreichten.

Gerade bevor unser Zug ankam dröhnte ein deutscher Militärzug in den Bahnhof ein. Die Soldaten darin führten sich laut und anmassend auf – einige drängten sich um den kleinen Kiosk, nahmen Sachen weg und verhielten sich den Frauen gegenüber herausfordernd. Auf die Italiener wurden Beleidigungen geschleu-

dert, man hörte Ausdrücke wie «Verräter» oder «Sauhunde». Zum Glück hielt der Zug nur wenige Minuten an, und ich stiess einen Seufzer der Erleichterung aus, als er wieder davonfuhr. Ich hatte befürchtet, einer der zänkischen, aufschneidenden Deutschen könnte auf Red oder Rufus aufmerksam werden. Buckskin war so zerschmettert nach diesem Erlebnis, dass Rufus ihn einige Minuten später, als unser Zug ankam, beinahe in den Wagen tragen musste.

Der Zug war vollgestopft. Es gab kaum mehr einen Stehplatz, geschweige denn einen Sitzplatz. Wir hatten uns so verteilt, dass immer nur zwei in den gleichen Wagen stiegen. Es dauerte nicht lange, bis die Leute in unserem Wagen entdeckten, dass wir Inglesi seien. Aufgeregtes Geschwätz brach aus, sie umringten uns und sprachen alle miteinander auf uns los, wie es wahrscheinlich nur die Italiener imstande sind, so dass ich fürchtete, die Feldpolizei würde uns entdecken. Jedenfalls rollte der Zug endlich davon und die nervöse Spannung legte sich.

## Vierzehntes Kapitel

Die Reise durch Nord-Italien war ermüdend und langweilig. Der Zug hielt bei jedem noch so kleinen Nest an, und dann schienen sich immer hunderte von Leuten um die Plätze zu streiten. Bei jedem Aufenthalt drängten sich Zivilisten um uns und deckten uns gegen Beobachtungen von den Bahnhöfen her. Was ich auch alles über das Verhalten der Italiener während der Kriegszeit ihrer Nation gesagt habe, so muss ich doch gestehen, dass das italienische Volk uns während unserer Flucht bei allen möglichen Gelegen-

heiten beistand. Ich zweifle sogar, ob unsere Unternehmung ohne ihre ständige Hilfe überhaupt erfolgreich geworden wäre; jedenfalls wäre sie uns viel schwerer gefallen.

Als der Zug endlich nach einer dreistündigen Fahrt in Novara anhielt, erwartete uns ein zweiter Schrecken. Mitten auf dem Bahnsteig stand ein deutsches Motorrad mit Seitenwagen, wie sie von den Deutschen als Strassenpatrouillen verwendet werden. Ein Maschinengewehr war auf den Seitenwagen montiert, und der dazugehörige Soldat sass zurückgelehnt im Sitz und beobachtete intensiv die Menschenmenge, während der Fahrer, die Maschine zwischen den gespreizten Beinen, stand. Ihre Blicke streiften suchend dem Zug entlang. – Plötzlich trat der Fahrer auf den Anlaser, brachte das Motorrad in Lauf und schwang sich darauf. Die Leute stoben auseinander. Ohne einen Blick zurückzuwerfen rasten die beiden Deutschen durch den Ausgang. Ich hatte mich oft gefragt, ob sie nach bestimmten Leuten Ausschau hielten oder davon Kenntnis hatten, dass sich Flüchtlinge im Zug befanden; oder handelte es sich vielleicht nur um ihre alltägliche Pflicht, jeden ankommenden Zug zu überblicken?

Als wir den Bahnhof verlassen wollten, kam uns ein junger Italiener, der im Zug mit uns gesprochen hatte, entgegengerannt.

Er hatte in den paar Sekunden, die ihm zur Verfügung standen, einen Haufen Nachrichten gesammelt: Eine Kompanie mobiler deutscher Truppen befände sich in der italienischen Kaserne der Stadt. Die Deutschen wollten Novara auch als Mittelpunkt des Strassenverkehrs benützen; sie hätten Strassensperren und Kon-

trollstellen in verschiedenen Teilen der Stadt errichtet. Der junge Italiener wollte uns auf einem Seitenweg, den er gut kannte, hinausführen.

Wir verloren keine Zeit, sondern folgten ihm über die Bahngeleise den Bahndamm hinunter, dann quer über eine Strasse, durch den Eingang eines Restaurants und hinten wieder hinaus, bis in einen kleinen, dunklen Weg. Er war überrascht, dass vier weitere Paare uns gefolgt waren. Wir mussten ihm erklären, dass unsere Gesellschaft aus zehn Mann bestand, und dies unsere Methode sei, keine Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Schliesslich führte er uns im Nordwesten der Stadt hinaus zu einem Kanal und verliess uns am östlichen Ufer unter der Deckung einiger Bäume.

Erst gegen zwei Uhr morgens ging langsam der Halbmond auf. Trotzdem uns die Baumallee dem Kanalweg entlang gut deckte, wollte ich Novara vor Tagesanbruch so weit wie möglich hinter uns haben.

Nach einer Stunde kamen wir auf eine Verkehrshauptstrasse, die im rechten Winkel über den Kanal führte. Ich schaute mich sorgfältig um, bevor wir weitergingen, aber es war keine Wache, überhaupt kein Mensch zu sehen, die Gegend schien völlig verlassen zu sein. Vor uns lagen ungefähr vierhundert Meter offenes Feld und eine Reihe Bauernhöfe mit zahlreichen Nebenhäusern so wie kleinen Erhöhungen, die ich für Heuschöber hielt. Erst als Kahlkopf und ich uns bis auf hundert Meter näherten, schaute ich mir die vermeintlichen Heuschöber genauer an . . . Als grösster aller Schrecken konnte ich jetzt die Umriss eines geparkten Transportes erkennen – ohne Zweifel italienische Tanks. Ich hatte schon zuviele M. 13 gesehen, um sie nicht sofort wieder zu erken-

nen, und diese waren doch bestimmt in den Händen von Deutschen.

Kahlkopf hatte sie im gleichen Moment erblickt wie ich. Wie auf Kommando standen wir beide plötzlich still und starrten sie an. Ich konnte fühlen, wie mir meine Haare zu Berge standen und wie mein Herz in den Magen zu sinken drohte.

«Los!» flüsterte ich.

Hals über Kopf rannte er dem Wald entgegen, während ich beschloss, die andern hier abzufangen. Der Lärm von unseren Schritten, als wir in Deckung rannten, klang wie Pistolenschüsse, und ich spürte meinen Pulsschlag im Mund, als die nächsten anrückten.

«Fort von hier! Aber halt, nicht zusammen!» raunte ich ihnen zu. Der erste wartete ruhig, bis sein Kamerad ungefähr zwanzig Meter Vorsprung hatte, dann machte auch er sich davon.

In gleichmässigen Abständen trafen die andern ein. Meine Hoffnung stieg wieder, als ich ein Paar nach dem andern im Schwarz jenes Waldes verschwinden sah. Vielleicht waren die Wagen und Tanks nach dem Waffenstillstand von den Italienern stehengelassen worden? Ich hatte schon etliche verstreut in der Gegend gesehen, deren Fahrer durchgehalten hatten, bis der Treibstoff erschöpft war, und sie dann einfach verlassen hatten. Nein, diese Menge, dazu in der Nähe einer grossen Stadt und mit deutscher Genauigkeit parkiert, konnte nicht unbemannt sein.

Red und 'Warze', das letzte Paar, waren eben auf getaucht, als die ersten Schüsse ertönten. Red bog seinen mächtigen Körper beinahe entzwei und rannte rasch davon, aber die 'Warze' schien

sich nicht fortbewegen zu wollen. Er war sprachlos vor Entsetzen und erstarrt vor Furcht. Ich packte ihn bei der Hand, und so stolperte er einige Schritte vorwärts. Das Schiessen wurde heftiger, doch merkwürdigerweise wurde weder in unsere Richtung gezielt, noch konnte man das pfeifende, knisternde Geräusch der Kugeln hören, oder das Aufblitzen der Gewehre sehen.

Endlich setzte sich ‚Warze‘ von selbst in Bewegung. Der Schweiss brach mir aus allen Poren, auch ich war zu Tode erschrocken . . . noch einmal zwanzig Meter . . . vielleicht konnten wir es schaffen?

Doch da kam Red im Trab zurück. Ich konnte nun auch sehen, wohin die Deutschen zielten. Sie schossen gegen die Bäume, wo sie Schritte gehört hatten, schauten aber nicht in der Richtung des Kanals, sonst hätten sie uns leicht erkennen können. Red ergriff die andere Hand der ‚Warze‘, und wir drängten ihn geschickt in die Baumgruppe. Hier war es viel gefährlicher. Überall sausten Kugeln. Wir stürzten rasch vorwärts, um den Zwischenraum zwischen dem Waldsaum und uns zu vergrössern. Wir mussten schon fast ausser Schussweite gewesen sein, als wir plötzlich einen Klaps hörten, wie ein Handschlag auf nacktes Fleisch. Der mächtige Red stöhnte, drehte sich im Halbkreis und fiel kopfüber auf die Erde. Doch fast im selben Augenblick stellte er sich wieder auf.

«Bist du getroffen?» fragte ich.

«Ja, oben irgendwo, ich kann nichts fühlen. Ich bin völlig gefühllos.»

Da erwachte ‚Warze‘ aus seinem Trancezustand. Seine Reaktionen waren unglaublich für jemanden, der ihn nicht gesehen hat.

Ich glaube, er wurde in diesem Bruchteil einer Sekunde erst mündig. Der wertlose Schwächling wurde ein tatkräftiger Mann.

«Legt ihn nieder, wir wollen ihn schnell untersuchen», sagte er und brachte Red zum Sitzen. Er begann, das enganliegende Hemd und die Armeobluse herunterzustreifen und entblösste seinen mächtigen Brustkasten. Die Kugel hatte ihn direkt über dem linken Schulterblatt getroffen, war nach oben abgedreht und am Halsansatz herausgekommen. Man sah ein schwarzes Loch, wo sie eingedrungen, und eine eklige, klaffende Wunde, wo sie herausgeflogen war. Das Blut spritzte in Stössen hervor. Ich konnte mit einem Blick feststellen, dass die Verletzung nicht tödlich, jedoch rasche medizinische Hilfe unbedingt nötig war. 'Warze' tat, was sie konnte – machte Umschläge aus den Hemden und Verbände mit abgerissenen Stoffstreifen.

Inzwischen hatten die Schüsse aufgehört, und wir eilten vorwärts, da wir wussten, dass wir unvermeidlich verfolgt würden. Wir begegneten Kahlkopf, der zurückkam, um nach uns zu sehen. Er berichtete, die andern seien in guter Deckung, einige hundert Meter weiter vorn, aber Poken-Gesicht sei auch getroffen worden. Er habe eine saubere Wunde am Armmuskel. Das konnte ja gemächlich werden, die beiden verwundeten Männer weiterzuschleppen! Mir wurde langsam unheimlich zumute.

Bald erreichten wir die andern. Gnom hatte das Poken-Gesicht bereits eingebunden, so hielten wir uns nicht mehr lange auf, sondern liefen in nördlicher Richtung weiter. Eine Stunde später mündete unser Kanal in einen grossen Fluss ein, und nach langem Suchen, wie wir diesen überqueren könnten, kamen wir endlich

zu einer schönen, langen Brücke. War sie bewacht, so wäre unser Glück dahin, denn die Morgendämmerung war bedenklich nahe, und wir würden im Freien erwischt werden. Wie wir so darüber nachdachten, blitzten am Horizont plötzlich Scheinwerferstrahlen auf, und das Dröhnen von mächtigen Motoren ertönte. In rasender Schnelligkeit eilte eine Transportkolonne über die Brücke und bog in die Strasse nach links. Da wir uns nahe bei den Brückenturmen niedergeduckt hatten, konnten wir im hellen Bogen der Scheinwerfer sehen, dass sich wenigstens auf unserer Seite keine Wachen befanden.

Sobald die Kolonne vorüber war machten wir uns über die Brücke. Nie schien ein Damm so lang zu sein! Die Spannung war hoch, als wir unsere Augen anstrebten, um auf die andere Seite zu sehen und unsere Ohren spitzten, um den Lärm von Motoren hören zu können. Schliesslich gelangten wir alle drüben an. Noch gerade zur rechten Zeit, denn schon näherte sich eine zweite Kolonne. Wir legten uns in den Strassengraben, bis sie vorbei war.

Der erste rötliche Dämmerchein stieg am Himmel auf. Wir hätten mit Leichtigkeit auf der Strasse gesehen werden können. Glücklicherweise fahren jetzt keine Kolonnen mehr vorbei. Wir entdeckten einen kleinen Heckenweg, der zu einer Erhöhung führte. Wir liefen nun den kleinen Hügel hinan und auf der andern Seite hinunter in ein Maisfeld, das uns günstige Deckung brachte.

Red litt grauenhafte Schmerzen. Wie eine gluckende Henne pflegte ihn die 'Warze' und stand aufgeregt um ihn herum. Das Aussehen der Wunde gefiel mir absolut nicht, denn die ganze linke Schulter war aufgeschwollen und bläulich. Darum wagte ich

es, ihn zu einem nahen Bauernhaus zu führen, wo wir heisses Wasser, Leinen und Verbandstoff erhielten. Der Bauer erklärte, er werde gegen Mittag in ein etwa zehn Kilometer entferntes Dorf fahren, wo ein Arzt wohne. Er könne etwas Stroh in seinen Karren legen und Red mitnehmen. Die 'Warze' sagte, wo Red hingehge, da werde auch er hingehen.

«Geht ohne uns weiter!» erklärte er. «Wir werden uns hier herumschlagen, bis Red wieder gesund ist und die Flucht dann allein versuchen.»

Nach einigem Erwägen stimmten wir diesem Plan bei und begleiteten die beiden am Mittag zum Wagen hinaus. Unsere zwei Kameraden hatten wir zum letzten Mal gesehen. Im Karren liegend, von einer Ladung Stroh bedeckt, von zwei mageren Pferden gezogen, fuhren sie davon. . .



Als ich hier in der Schweiz vor etwa drei Monaten die Rotkreuz-Liste durchging, sah ich Wards Name unter den Gefangenen in Deutschland. Ich schrieb ihm und erhielt vor einem Monat seine Antwort. Er berichtete, eine Woche später sei Red gestorben, trotzdem der Arzt jenes winzigen Spitals alles Menschenmögliche für ihn getan und sogar den deutschen Militärarzt herbeigerufen habe. Die Wunde hatte geeitert, und es war viel zu spät gewesen, sie zu heilen. Warz selber hatte dann in den folgenden Wochen verschiedene Versuche gemacht, aus Italien wegzukommen, sei aber in die Hände einer deutschen Patrouille geraten. Er war prompt nach Deutschland geschickt worden und ist jetzt in Lager Stalag VIII.

## Fünfzehntes Kapitel

Den ganzen Tag hielten wir uns im Maisfeld versteckt. Wir konnten den Lärm des Verkehrs von der Hauptstrasse her hören, das Dröhnen schwerer Fahrzeuge, das Summen leichter Wagen und das Rattern von Motorrädern.

Am Abend kehrte der Bauer zurück. Er erzählte uns, der Arzt habe Red in das Spital übergeführt, und die Dorfbewohner wollten für Ward sorgen. Er meinte, wir könnten in nord-nordwestlicher Richtung Weiterreisen und würden dann eine Hügelkette erreichen, die uns unverzüglich Schutz biete. Dann könnten wir nach Como abschnwenken. Dieser Weg sei ein wenig länger, aber es bestehe dabei weniger Gefahr, deutschen Patrouillen zu begegnen, und wir dürften sogar bei Tag weiterziehen. Hunderte von britischen Flüchtlingen seien schon diesen Weg gegangen; die Dörfler hielten nach Briten direkt Ausschau, um sie weiterzuführen.

Das war eine grosse Neuigkeit für uns. Wir hatten gedacht, wir wären die einzigen entwichenen Kriegsgefangenen im ganzen Land. Er erklärte dazu, es hätten in dieser Gegend zahlreiche Arbeitslager existiert, und nach dem Waffenstillstand hätten die Italiener einfach ihre Insassen freigelassen, bevor die Deutschen sie übernehmen konnten. Eine ganze Anzahl solcher befinde sich noch in diesem Gebiet, doch Hunderte hätten bereits die Schweiz erreicht, und Hunderte von andern hätten sich nach Süden gewandt und versucht, zu den alliierten Streitkräften zu gelangen. Er fügte hinzu, wir brauchten die Italiener in diesen nördlichen

Provinzen keineswegs zu fürchten; sie seien hundertprozentig für uns eingestellt, würden uns zu Essen geben und in Schutz nehmen.

Nun waren es genau vier Tage, seit wir das Lager verlassen hatten; so wurde dies unsere fünfte durchmarschierte Nacht. Nach unserem Gespräch mit dem Bauern schien unsere Hoffnung der Erfüllung entgegenzugehen und unsere Stimmung stieg, als wir der Hügelkette zueilten. Um neun Uhr abends erreichten wir das erste Dorf. Wie immer umstand uns die ganze Dorfbevölkerung und kam uns mit der gewohnten Gastfreundschaft entgegen; aber unsere gute Laune wurde gedämpfter, als sie uns berichteten, dass im Norden, in der Gegend von Gaibrate die Deutschen verschiedene Flugplätze in Beschlag genommen und grosse Bodenmannschaften als Schutz eingesetzt hätten. Auch die Grenze in diesem Gebiet stehe unter ihrer Kontrolle. Wir erfuhren, dass erst vor einigen Stunden fünfhundertdreissig Briten eingefangen wurden, die versucht hatten, hinüber zu gelangen.

Als ich diese Nachricht hörte, fasste ich einen raschen Entschluss. Wir wollten weiter westwärts ziehen und über die Alpen klettern, wo der Boden zwar schwieriger war, sich aber offensichtlich weniger deutsche Truppen befanden. Ich dachte auch, dass die Berge uns bessere Deckung böten. Die Dörfler stimmten unserer Programmänderung bei und besorgten uns zwei Führer, die uns zum Dorf D. bringen sollten.

In unserer gewohnten Aufstellung, mit Abständen von zehn Minuten zwischen den einzelnen Paaren, gingen wir nun hinter unsern Führern her. Das Vorgebirge, das wir jetzt durchschritten, war weithin bepflanzt. Süsse Aepfel und Trauben leuchteten uns in Hülle und Fülle entgegen. Lieber uns wölbte sich ein klarer, silberner Sternenhimmel. Vor drei Uhr stieg der Mond auf und

dämpfte mit seinem fahlen, unsteten Schein das Glühen und Blitzen der Sterne.

Bei der Morgendämmerung befanden wir uns immer noch zwei Stunden von unserm Ziel entfernt, und die Sonne strahlte uns in den Rücken, gerade als wir über einen hohen Hügel marschierten, der ganz mit säuberlich gereihten Reben bepflanzt war. Weit im Norden von uns erhoben sich die zackigen, abweisenden Alpen. Im Osten erstreckten sich die unbewaldeten Hügel und dahinter lag eine weite Ebene mit der Stadt Novara in voller Sicht. Etliche Kilometer weiter östlich schwebte eine grosse Rauchwolke in der Luft: Mailand. Im Süden konnten wir den Rauch Turins sehen. Genau im Westen von uns erhob sich die majestätische, schneebedeckte Spitze des Monte Rosa, die wie ein Diamant in den frühen Morgenstrahlen glitzerte. In den Obstanlagen und Reben standen die Bauern schon an der Arbeit. Alle boten uns als Selbstverständlichkeit von der Fülle ihrer Früchte an, und wir zögerten nicht zuzupacken.

Zwischen acht und neun Uhr war D. erreicht. Hier verliessen uns die Führer. Wir durchschritten das Dorf, um bei einer Gruppe kleiner Bäume an einem einsamen Bach, etwa achthundert Meter ausserhalb, zu rasten. Rufus klagte wiederum über seine Beinmuskeln; die langen Märsche hatten sie anscheinend gestrafft anstatt gelockert. Der Gnom hatte die Sohle eines seiner Schuhe verloren, und sein Fuss schmerzte unaufhörlich. Poken-Gesichts Arm war geschwollen und stark entzündet: er musste grosse Schmerzen leiden, aber weder ein Wort noch sonst ein Zeichen verrieten etwas davon. Während der nächsten vier Tage, welche weitaus die schlimmsten der ganzen Reise waren, beklagte er sich

nie . . . sogar als er an jenem letzten Tag beinahe in Wahnsinn verfiel vor Schmerz, und ihn der Herzog und die Leibwache tragen mussten, klagte er nicht.

Hier muss ich noch etwas über den Herzog und seine Leibwache hinzufügen. Zuerst hatten mir die beiden nicht gefallen, aber meine Ansicht änderte sich. Der Herzog zeigte Zuverlässigkeit, Findigkeit und sogar Mut, Willenskraft und Ausdauer. Von der Leibwache kann ich nur gleiches berichten. Diese beiden waren ja nach der zermürbenden Unbeweglichkeit und Eintönigkeit des Lagerlebens alles andere als zu solchen Strapazen vorbereitet gewesen. Dennoch hielten sie ohne Klagen durch, trugen sogar am letzten Tag Poker-Gesicht über die Berge, als sie selber kaum mehr gehen konnten. Sie befinden sich jetzt beide in Lagern in der Schweiz, verrichten ihre täglichen Arbeiten und helfen in jeder Hinsicht ihren weniger glücklichen Kameraden. Die Eitelkeit ist beim Herzog verschwunden, die Härte bei seiner Leibwache. Neben Kahlkopf zähle ich diese beiden zu meinen besten Freunden.

Unsere Ruhepause wurde an jenem Tag wiederholt gestört. Gerade vor Mittag hörte Poker-Gesicht ein schwaches Geräusch von Schritten. Leise und schnell machte er uns darauf aufmerksam. Wir versteckten uns – auf alles vorbereitet. Allerdings nicht auf das, was unsere Augen einige Sekunden später erblicken mussten! In Sehweite tauchten – sieben feierlich aussehende Engländer in Felduniform, Gamaschen und allem, was dazu gehört, mit erschreckend grossen Säcken auf ihren Rücken, auf. Als ich deren Gewicht später feststellen wollte, schätzte ich es bis zu vierzig Kilogramm. Sie schritten in Einerreihe daher . . . Für einen

Moment dachte ich, es seien Invasionstruppen, doch beim zweiten Blick sah ich, dass sie absolut unbewaffnet waren. Sie zögerten, hielten dann einige Meter vor uns an und hüben einstimmig ein Klagelied an. Wir konnten alles hören, was sie sprachen, als wir versteckt im Gestrüpp lagen. Wie alle Tommies hatten sie überall etwas zu reklamieren – über den Weg, den sie gekommen waren, den Weg, den sie nehmen wollten, und über den Mangel an «Futter». Anscheinend war kein Führer unter ihnen. Da standen sie nun und zankten sich während einer guten Viertelstunde, bis endlich einer unter ihnen ausrief: «Da gibt's ein bisschen Wasser in diesem verdammten kleinen Bach, davon will ich auf jeden Fall einen Bauch voll», und auf uns zuschritt. Er trat beinahe auf Rufus und Buckskin, und sein verblüffter Blick, als er auf ihre verkrümmten Gestalten schaute, brachte uns alle zum Lachen. Das gab natürlich unser Versteck unmittelbar preis.

Dann sprach ich mit ihnen und brachte sie in Deckung. Ich erklärte ihnen, wer und was wir seien und warnte sie, nie wieder so herumzulaufen, wie sie es eben getan hatten, wenn sie die Innenseite eines deutschen Lagers vermeiden wollten. Einer davon, ein streitsüchtig aussehender Bursche mit gebrochener Nase, zerschlagenen Boxer-Ohren und einem Stiergenick, wollte wissen, ob ich ein Offizier sei. Ich versicherte, ich sei ein gewöhnlicher Soldat wie er selber, und dass unsere Kameraden mich als Führer der Unternehmung erwählt hätten.

Wir teilten mit ihnen unsern geringen Essvorrat. Mit Proviant waren wir gut versehen, da uns jedes Dorf, das wir durchquerten, frisch damit versorgt hatte. So war die Angst vor Hunger aus unsern Gedanken völlig verschwunden. Wir mussten diese Unvor-

sichtigkeit später teuer bezahlen. Während den letzten zwei Tagen in den Alpen kamen wir überhaupt nicht zu Esswaren – einerseits, weil die Gegend wenig bevölkert war, und andererseits, weil die Leute, denen wir begegneten, zu arm und selber zu hungrig waren, um uns geflohenen Ausländern etwas abzugeben.

Nachdem alle gefüttert und wiederum im Dickicht zerstreut waren, versuchte ich einzuschlafen. Trotz der Wärme und meiner Müdigkeit brachte ich es nicht zustande. Neidisch schaute ich auf Kahlkopf, der in seiner Blätterlaube mit dem Kopf auf den Arm gelegt in festem Kinderschlaf lag. Irgendetwas begann mich zu beunruhigen – einige Minuten später ertönte der Lärm von Schritten durch die Stille – unzweifelhaft die Tritte schwerer Soldatenstiefel.

Zuerst dachte ich, es könnten noch mehr Tommies sein, doch einige Sekunden später konnte ich seltsame, harte Stimme hören: Deutsche, es mussten Deutsche sein! Ich kroch ein paar Meter vorwärts und überblickte den Weg . . . Dann beobachtete ich zehn deutsche Soldaten mit einem Unteroffizier, die dem Dorf zuschritten, an dem wir erst diesen Morgen vorbeigekommen waren. Wenn sie patrouillierten, so taten sie es nicht mit grosser Überzeugung. Sie trugen ihre Gewehre über die Schultern gehängt und lachten und amüsierten sich königlich untereinander. Ohne unser gewahr zu werden spazierten sie vorbei.

Der Lärm, den diese Deutschen verursachten, hatte alle unsere Schläfer geweckt. Als sie sich ausser Hörweite befanden, beschlossen wir, bis es dunkelte mäuschenstill zu liegen. . . Am späteren Nachmittag gingen nochmals zwei Soldaten in entgegenge-

setzter Richtung vorüber. Das beunruhigte mich etwas, da sie offensichtlich doch von einem Ort zum andern patrouillierten.

Gegen Nacht machten wir uns auf den Weg, dem kleinen Bach entlang. Die sieben Tommies entschlossen sich, bei uns zu bleiben, was die Zahl unserer Gesellschaft auf fünfzehn erhöhte. Sie befolgten gehorsam jeden einzelnen Befehl, und taten mir wirklich leid, in ihren schweren Kampfuniformen. Sie begannen nun nach und nach ihre Säcke wenigstens zu leeren. Ich glaube, wir hinterliessen auf unserm Weg während der nächsten fünfzig Kilometer etliche Spuren, denn ein Kleidungsstück nach dem andern wurde weggeworfen, um die Last zu erleichtern.

Im Dunkeln war das Vorwärtskommen schwer, und der Bach führte uns nordwärts statt westwärts. So überquerten wir ihn nach einem zweistündigen Marsch an der erstbesten Stelle. Kurz darauf kamen wir in ein welliges, hügeliges Gebiet, wie sie sich in Italien so gut für die Anpflanzung von Reben eignen. Vom Gipfel des ersten kleinen Hügels aus sahen wir in ein Tal hinab, durch welches eine breite gewundene Hauptstrasse führte. Die Anzahl der aufleuchtenden Scheinwerfer bestätigte uns, dass sie sehr verkehrsreich sein musste. Wahrscheinlich waren hier irgendwo unsere Besucher vom Nachmittag stationiert.

Wir konnten uns nun westwärts wenden, blieben aber immer auf den Höhen. Während einiger Zeit verlief die Strasse parallel zu unserm Kurs und schwenkte dann nach Süden ab. (Ich erfuhr später, dass sie nach Biella führte.) Wir bekamen Gelegenheit, sie während einer Verkehrspause zu überqueren, ohne einem Men-

schen zu begegnen. Die Italiener nahmen offensichtlich das Ausgangsverbot ernst, denn von zehn Uhr abends erstarb das Leben in dieser von Menschen wimmelnden Gegend. Jetzt war nicht einmal ein Liebespärchen zu sehen.

Um Mitternacht überschritten wir eine Eisenbahnlinie, und gelangten kurz nachher zu einem breiten, raschströmenden Fluss. Hier rasteten wir eine Stunde auf dem sandigen Ufer, badeten unsere müden Füße und pflegten Poken-Gesichts Arm, der jetzt alles andere als gesund aussah. Trotzdem weigerte er sich, die Expedition aufzugeben. So nannten wir jetzt unsere Unternehmung. Er meinte, er könne es bestimmt noch zwei oder drei Tage aushalten, bis wir, wie wir hofften, die Schweiz erreichen würden. Dort könnte er sich dann in Sicherheit niederlassen.

Rufus' lange Schenkel schmerzten schon wieder. Gnom warf seine nun wertlosen Stiefel fort. Bei den meinen war das Oberleder aufgeschlitzt, und wenn ich ging, schlug ein Absatz auf und nieder, aber ich behielt sie trotzdem an, da sie doch einigen Schutz boten. Kahlkopfs Füße waren so geschwollen, dass er seine Stiefel hätte aufschneiden müssen, um sie auszuziehen.

Wir bewegten uns eine kurze Strecke flussabwärts, bis wir zu einer Schwebelücke kamen, die nur für Fussgänger breit genug war. Sie hing an Stahlseilen mit quergelegten Brettern als Unterlage. Wir konnten nur einer nach dem andern hinübergehen, denn die Brücke schwankte und klapperte, wenn wir darauf traten und verursachte genügend Lärm, um von einem Kilometer Entfernung aus gehört zu werden. Aber die Dorfbewohner auf der andern Seite beachteten das Getöse nicht.

Von einigen heulenden Hunden begleitet schlichen wir durch das nächste Dorf.

Um neun Uhr jenes Morgens hielten wir auf einer schmalen, rebenbepflanzten Hochebene an und legten uns auf das Gras, während ein Bauer die feinsten Trauben für uns aussuchte. Es war wiederum ein leuchtender, sonniger Tag. Der Monte Rosa erschien uns sehr nahe, obschon wir wussten, dass er mindestens fünfzig Kilometer in der Luftlinie von uns entfernt sein musste. Bald wurden wir von brummenden Flugzeugen gestört und mussten uns schnell in die nächst besten Unterschlupfe verkriechen. Während der nächsten Stunden kreisten tieffliegende Maschinen in Abständen von fünfzehn Minuten über dem Gebiet. Als wir endlich aus unsern Verstecken hervorkrochen, brachte uns der Bauer noch fünf unbeholfen aussehende Australier. Sie waren während einigen Tagen in den Hügeln umhergewandert, ohne irgendwohin zu kommen. In die komischsten Kleidungsstücke gehüllt (einer davon trug sogar Reithosen) schauten sie so typisch britisch aus, dass ihre Verkleidung völlig zwecklos war. Sie wünschten, sich uns anzuschliessen und ich hatte keinen Grund, dies zu verweigern, da wir ohnehin eine grosse und leicht-erkennbare Gesellschaft bildeten. Da machten einige Männer mehr oder weniger keinen Unterschied aus.

Unglücklicherweise besaßen sie, wie die Tommies, keinen Essvorrat; sie hatten auf Kosten der Bauern gelebt. Doch sie trugen Tausende von Liren auf sich, da sie alle ihre Habe den Bauern in den Reisfeldern, wo sie arbeiteten, verkauft hatten, als der Waffenstillstand kam.

Hier wurde uns gemeldet, dass sich noch keine Deutschen in der Gegend befänden, doch im Nordosten von uns, in Biella, und

im Nordwesten, in Domodossola, ständen einige Kompagnien deutscher Truppen und patrouillierten in allen Hauptstrassen. Es war erstaunlich, wieviel Nachrichten man von den Bauern erhielt. Sie mussten eine Art Land-Funkapparat in Betrieb haben. Täglich konnten sie die Anzahl der Leute, die die Grenze überschritten, angeben; sie wussten auch, wo sie durchgingen und berichteten über die Zahl der Eingefangenen sowie die Art, wie sie erwischt wurden. Unter Berücksichtigung ihrer Übertreibungen und der umlaufenden Gerüchte (in Italien wimmelte es immer von Gerüchten) konnte man sich ein annäherndes Bild der Situation zusammenreimen. Daraus schlossen wir auch, dass unsere Route, obschon uns allerlei Gefahren drohten, uns doch die beste Möglichkeit bot, die Grenze zu erreichen, ohne Deutschen oder Neofaschisten in den Weg zu laufen. Das erwies sich dann auch als richtig. Wir sahen keinen deutschen oder faschistischen Soldaten mehr.

## Sechzehntes Kapitel

Um Mittag waren wir wieder unterwegs, den Kurs auf den Monte Rosa gerichtet. Unser Plan bestand darin, die Grenze an dessen nächstliegender Seite zu überschreiten. Unglücklicherweise verhinderte uns das Gelände, den gewünschten Punkt zu erreichen, denn wir mussten immer auf den Höhenzügen bleiben, was uns mehr und mehr nach Süden zwang. Doch dies störte mich nicht sonderlich, denn ich stellte mir vor, wir könnten, sobald wir nahe genug waren, im rechten Winkel abbiegen und über die Grenze gehen.

Den ganzen Nachmittag wanderten wir und schleppten unsere totmüden Körper vorwärts. Gerade vor Einbruch der Nacht fanden wir eine verlassene Schutzhütte. Sie war abgesperrt, doch wir brachen die Türe auf und nahmen über Nacht Quartier.

Nun waren wir den sechsten Tag unterwegs, und dies unsere siebente Nacht. Wir setzten uns und verteilten den Rest unserer Vorräte. Das war die letzte richtige Mahlzeit, die wir in den nächsten drei Tagen einnehmen sollten. Die Trauben und Äpfel, die wir am folgenden Tag fanden, stärkten uns wenig.

Am folgenden Morgen standen wir früh auf und waren bei Anbruch der Dämmerung schon auf dem Weg. Die Landschaft wechselte rasch ihr Aussehen, die welligen Hügel machten einer Reihe tieffurchiger, dichtbewaldeter paralleler Täler Platz. Dörfer wurden immer seltener, kultiviertes Land begegnete uns nur in grösseren Abständen. Die meisten Täler verliefen von Nordwesten nach Südosten, und durch jedes führte eine Hauptstrasse. Ich schloss daraus, dass sie sich entweder weiter unten im Südosten vereinigen oder ins Leere ausliefen. Ich fragte mich auch, welche Industrie diese Talbewohner wohl unterhalten möge. Aus der Anzahl der Hotels konnte ich schliessen, dass bei Friedenszeiten reger Fremdenverkehr herrsche, doch woraus lebten sie während des Krieges, und vor allem, wie schlugen sie sich jetzt durch? Vielleicht hatten einige der berühmten Schmuggel- und Schwarzhandelorganisationen, wovon wir gehört hatten, ihr Hauptquartier in diesen Gegenden.

Den ganzen Tag marschierten wir, stiegen immer aufwärts, denn ein Höhenzug war höher und steiler als der andere. Auch das Wetter hatte sich zum Schlechten gewendet; der Himmel war

bedeckt, nur durch die gelegentlichen Lücken in den Wolken konnte ich einen Blick auf den Monte Rosa werfen. Jedesmal stellte ich fest, dass wir wieder etwas südwärts gerückt waren; es schien, als ob der Berg sich ständig nach Norden bewege.

An diesem selben Tag schauten wir auf eine hübsche kleine Stadt namens Vorallo herunter. Sie lag tief in ein Tal gebettet, nördlich von uns. Obschon wir hungrig und müde waren, versuchten wir nicht, hinunterzusteigen, denn wir hätten nachher nur wieder einige hundert Meter klettern müssen, um unsere Höhe wieder zu erreichen.

Nun wünschten wir uns immer mehr in die Zivilkleider zurück, die wir weggeworfen hatten, als die Tommies sich anschlossen; zum ersten Mal machte sich die Kälte der beträchtlichen Höhe spürbar. Es war fast dunkel, als wir zu einem kleinen, seltsamen Dorf gelangten, das sich hoch an einen Abhang klammerte. Seine Bewohner schienen alles über uns zu wissen; einige hatten uns sogar erwartet. Während der letzten Stunde, bevor wir hinkamen, hatten Kahlkopf und ich Rufus auf beiden Seiten stützen müssen, da seine Beine eingesackt waren und er sie nicht mehr bewegen konnte. Gnom war barfuss einhergehumpelt, während der Herzog und seine Leibwache Poken-Gesicht halfen, dessen Zustand sich beständig verschlimmerte. Zwei Tommies befanden sich ebenfalls im Elend, obschon ihre Erschöpfung eher vom Mangel an Nahrung als vom Marschieren herrührte.

Zwanzig hungrige Männer konnte die kleine Gemeinde kaum füttern. Sie schaffte Trauben, Äpfel und auch Wein herbei, doch nur soviel Reis, um jedem ungefähr zwei Löffel voll zu geben und

ein Stück Brot, was gerade genug war, den schon ungeheuren Appetit noch zu schüren.

Diese achte Nacht verbrachten wir draussen in einem Ziegenstall. Der roch besonders scharf, doch ich hatte mich bis dahin an allerlei Gerüche gewöhnt, und es brauchte mehr als den Geruch von Ziegenböcken, um mich aus der Fassung zu bringen. Als ich so auf dem Häufchen zusammengeschaufelter Blätter und meinen Stiefeln als Kopfkissen lag, fragte ich mich, wann wir wohl jenseits des mächtigen zackigen Gebirges ankommen würden, welches sich direkt im Norden vor uns erhob.

In dieser Nacht kamen noch zehn weitere Männer herein. Die Dorfbewohner betteten sie in dieselbe Hütte, auf den Heuboden über uns. Dreissig Mann in einem winzigen Dorf – es schien, als ob die ganze britische Armee an der Grenze zusammenströmen wollte!

Unsere Hütte war eine sinnreiche Angelegenheit. Sie war in den Bergabhang eingebaut und bestand aus drei Stockwerken mit je einer Rampe, um die Ziegen hereinlaufen zu lassen. Einige Ziegen bewohnten das Parterre, und die britischen Truppen die andern beiden Etagen. Ich glaube, ein unbequemerer Quartier hätte man uns nicht zur Verfügung stellen können. Doch jedenfalls bot es uns Schutz vor Kälte und vor forschenden Augen.

Eine frostige Dämmerung brach herein, als wir uns von unserem letzten italienischen Dorf verabschiedeten. Nachdem die Dörfler uns Instruktionen erteilt hatten, wie wir die Grenze erreichen sollten, schnürten wir unsere Gürtel um ein Loch enger und machten uns, alle vom Hunger geplagt, auf den Weg.

Mein alter Freund und Wegweiser, der Monte Rosa, war jetzt

von Wolken und Nebel verdeckt, und um alles noch schlimmer zu gestalten, begann es gegen acht Uhr noch zu regnen. Die Sicht war schlecht, man konnte uns von oben nicht beobachten, andererseits konnten wir unsere Richtung nicht feststellen. Der Regen war eiskalt, und die kleinen, kühlen Bäche, die zwischen Hemd und Haut herunterflossen, vermischten sich mit dem warmen Schweiß unserer abgeplagten Körper. Wir waren nun keine munter marschierende Gruppe mehr. Unsere Leute stolperten beim Gehen; die weniger erschöpften halfen ihren Kameraden vorwärts, und die Ruhepausen wurden immer häufiger.

Den ganzen Tag reisten wir über das Vorgebirge, hinunter in die Schluchten und hinauf in die fast senkrechten Felsen. Gegen Nacht begann mir klar zu werden, dass wir uns verirrt hatten. Ich sprach mit Kahlkopf über meine Zweifel, als wir den nun völlig zusammengeklappten Rufus trugen . . . Wenn sich der Himmel nur für einen Augenblick erhellen möchte, damit ich den Monte Rosa schnell hätte erblicken können!

Den andern sagte ich nichts von meinen Bedenken. Ich erklärte ihnen indessen, jetzt anzuhalten bedeute den sichern Tod – jeder, der sich niederlegen würde, könnte bestimmt nie wieder aufstehen.

Schwarze Nacht brach herein. Wir konnten in der Dunkelheit nicht mehr als zehn Kilometer zurückgelegt haben in jener Nacht. Jetzt packte mich eine grauenhafte Schwäche. Mein Rücken, meine Arme, mein ganzer Körper bebte; die schrecklichsten Gedanken schwirrten durch meinen Kopf . . . Einmal, als ich in ein tiefes Tal hinabblickte, spürte ich einen fast unwiderstehlichen Drang, meine Arme wie Flügel auszubreiten und hinunterzu-

schweben. Etliche der andern befanden sich in noch schlimmerem Zustand. Rufus kümmerte sich überhaupt um nichts mehr: ich wusste, dass er dem Tode geweiht wäre, wenn wir ihm nur einmal erlaubten, sich hinzulegen. Poker-Gesicht war dem Wahnsinn nahe, er brüllte und schrie in den Armen des stolpernden Herzogs und der Leibwache. Der Gnom torkelte vorwärts und fluchte bei jedem Schritt. Die übrige Gesellschaft war in einem nicht viel besseren Zustand, und zwei der Tommies gleich hilflos wie Rufus. Ich dachte mir, wie verdammt schade es sei, dass diese Männer, die soviel durchmachten um ihre Freiheit zu gewinnen, nun so nahe am Ziel, in letzter Stunde versagen müssen . . . Nein, um Gottes Willen, wir durften nicht versagen, wir mussten weiter, immer weiter!

Einmal – es musste um die frühen Morgenstunden gewesen sein – hellte sich der Himmel etwas auf, und ich war endlich imstande, die massige Flanke des Monte Rosa zu sehen. Er stand rechts von uns, also in nordwestlicher Richtung, und zeigte sich nicht mehr als schöner, frohlockender Zauberberg, sondern als eine wüste Masse kahler, öder Felsen. Nun konnte ich auch meinen Lieblingsstern Polaris erkennen. Ja, meine Zweifel wurden bestätigt; wir waren zu weit nach Westen geraten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als wiederum zu versuchen, uns nordwärts zu halten. Es kam jetzt nicht mehr so genau drauf an, wo wir die Grenze überschritten. Wir hatten von unsern italienischen Freunden erfahren, dass das Gehen auf der östlichen Seite des Monte Rosa etwas weniger anstrengend war als auf der westlichen. Jenseits dieses schwarzen, trostlosen Gebirges lag die Schweiz, das Land der Freiheit!

Der Tag begann zu dämmern, als wir den Fuss des grossen Hindernisses erreichten. Der Himmel hatte sich etwas aufgehellt, aber der Monte Rosa war noch immer eingehüllt in dichten Nebel. Stolpernd, taumelnd, schwankend und zitternd in der beissenden Kälte, geschwächt vor Hunger, begannen wir unsere lange Wanderung den engen Pfad hinan, den wir entdeckt hatten. Wohin er führte wussten wir nicht; alles was wir sehen konnten war, dass er aufwärts ging. Während einer Stunde humpelten wir weiter und weiter, über steile Abhänge, über glitschige Felsplatten, rund um Geröllblöcke, die über unserm Weg hingen, als wollten sie uns erdrücken. Wir rissen, klammerten und schleiften uns aufwärts, und der Schweiss brach uns aus allen Poren. Meine Hände, Füsse und Ohren waren blau und erstarrt, mein Hemd tropfte vom Schweiss . . . Nie zuvor hatte ich ein solch unheimliches Gefühl in mir gespürt.

Nach einiger Zeit begegneten wir sieben andern Flüchtlingen, die zusammengepfertcht unter einem vorragenden Felsen lagen. Wir konnten schon von Weitem sehen, dass es Briten waren, trotz ihrer Zivilkleider. Apathisch blickten sie auf uns. Eine derartige Hoffnungslosigkeit, ein solches Elend hatte ich noch nie gesehen...

Sie berichteten, sie hätten einen Führer genommen und ihn bezahlt, der sie zur Grenze bringen sollte, doch während der Nacht sei er verschwunden. Er hätte ihnen erklärt, jenseits des Gebirges liege die Schweiz, und der Weg, worauf wir gingen, werde von Schmugglern benützt; er hätte sie auch gewarnt vor den Gletschern, da es darin tiefe Spalten gebe, und wenn da einer hineinfalle, käme er nie wieder heraus.

Dieser Bericht liess uns noch mehr erzittern als der eisige Wind, der über die Berge pfiff. Ich hatte bis jetzt noch nie einen Gletscher gesehen.

Endlich konnten wir sie überreden, mit uns weiterzuziehen. Hier würden sie in der Kälte umkommen, sagte ich, – da sei es doch besser, wenigstens den Versuch zu wagen. Ich erinnere mich, wie einer sagte, es sei ihm hundewurst, hier zu sterben; er könne gerade so gut ganz tot sein, von der Hüfte hinunter sei er sowieso leblos.

Die Gesellschaft zählte nun siebenunddreissig Mann. Von den neunundzwanzig Neuen, die wir da und dort aufgegriffen hatten, waren fünfzehn Australier. Ich kannte nicht einen einzigen mit seinem Namen, denn wir fanden nie Zeit, uns über Persönliches zu unterhalten.

## Siebzehntes Kapitel

Kahlkopf und ich marschierten nun hinten und schleppten den völlig zusammengebrochenen Rufus zwischen uns. Hin und wieder schaute ich an die Gebirgswand hinauf, wo die andern sich durchschlugen. Es sah aus, als ob Hunderte von Männern daran emporkletterten. Welch herrliche Zielscheibe für irgendeine Grenzpatrouille! dachte ich. Wenn wir jetzt deutschen Truppen begegneten, sind wir nicht einmal imstande, davonzurennen, und wenn wir heute nicht noch irgendwo ankommen, sind wir auf jeden Fall verloren.

Bald regnete es wieder in Strömen, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass wir noch tiefer ins Elend geraten könnten. Ein Mensch kann doch nur ein gewisses Mass an Leid durchmachen

– nicht mehr. Wenn nun Kahlkopf oder ich zusammenbrechen, werden die andern vermutlich dasselbe Schicksal erleiden, so oder so . . .

Wir stolperten vorwärts. Die Regentropfen verwandelten sich in Eiskörnchen und schliesslich schneite es. Immerhin war es etwas wärmer geworden, aber die Wege dafür umso gefährlicher. Zu unserer Rechten konnte ich einen kleinen Gletscher sehen, der von einem grossen Bergsattel ausging . . . doch in diesem Moment war ich wirklich nicht in Stimmung, geologische Betrachtungen anzustellen, obschon ich mir seit jeher vorgenommen hatte, einen Gletscher zu studieren, wenn sich Gelegenheit dazu böte.

Den ganzen Morgen arbeiteten wir uns mühsam weiter. Immer wieder mussten wir ausruhen, taten aber trotzdem unser Möglichstes, um vorwärts zu kommen. Der Schneefall hörte allmählich auf, doch der Himmel war immer noch grau bedeckt.

Nach einer besonders zähen Kletterpartie befanden wir uns nun plötzlich auf einer Bergscheide. Es war unmöglich, in die Feme zu blicken, denn die Täler unter uns lagen in dichtem Nebel. Wir überquerten die wenigen hundert Meter ebenen Geländes. Da stockte uns der Atem: vor uns lag senkrecht abfallend, das grösste Gletschertal, das ich mir je erträumt hatte, vom drückenden Gewicht des Eises durch Jahrhunderte hindurch ausgehöhlt. Dreihundert Meter unterhalb wuchtete ein doppelter Gletscher in das Tal und verlor sich im Nebel. Zu unserer Rechten lag der Monte Rosa und sah aus wie eine kauernde, hässliche Götzenstatue, da die Spitze hinter schweren schwarzen Wolken verborgen blieb. Links von uns erstreckte sich ein messerscharfer

Gebirgskamm nach dem andern, so weit die schwache Sicht zu blicken erlaubte; hinter uns zog die Leere welligen, wogenden Nebels dahin.

Ist wohl der Kamm dieser Bergkette die Grenze selbst? fragte ich mich. Doch wo stehen die Grenzwachen? Nirgends ein Lebewesen, ausser uns! Die Totenstille wurde von Zeit zu Zeit durch einen donnernden, dröhnenden Lärm gebrochen. Dieses Tosen wirkte erschreckender als Geschützfeuer und rührte wahrscheinlich vom unteren Gletscher her.

Nun – wir waren auf dem Berg angelangt ... wo aber geht's jetzt hinunter? Der Weg, dem wir gefolgt waren, hatte sich im Schnee verloren, und zum Rande des Gletschers hinunterzusteigen schien uns fast unmöglich. Das wäre, sagte ich mir, bestimmt sogar für eine gut ausgerüstete Seilpartnerschaft gefährlich gewesen, geschweige denn für uns erschöpfte Männer! Uns standen ja nur unsere klammen, baren Hände zur Verfügung. Aber etwas musste gewagt werden. Die rechte Seite schien weniger steil zu sein. Gut – nehmen wir diesen Weg hinunter in Angriff, beschloss ich.

Das Hinauf klettern war hart genug gewesen; der Abstieg wurde jedoch noch schlimmer. Nach der ersten Stunde hatten wir erst den halben Weg in der Diagonale zurückgelegt. Langsam rückten wir der Stelle näher, wo der Gletscher ins Leere hinauszuragen schien. Wie wir uns dem Eis näherten, wurde das Vorwärtskommen etwas leichter. Wir konnten sogar einige Schritte aufrecht gehen, statt nur auf allen Vieren zu kriechen.

Das Eis war beinahe erreicht, als plötzlich ein furchtbares Krachen abgehakt und donnernd widerhallte. Das ganze Berggelände erbebt ... Dann folgte eine zweite, eine dritte Explosion,

mächtige Wolken von Pulverschnee sausten durch die Luft. Vor meinen Augen gleitete der Bergabhang ins Tal . . . Donnerschlag folgte auf Donnerschlag . . . Eine gewaltige Lawine geriet in Schuss . . .

Enorme Geröllblöcke brachen ab und stürzten in rasendem Tempo in die Tiefe. Gellende Echos betäubten unsere Sinne. Wie gefesselt standen wir immer auf demselben Fleck und schauten mit starrem Schrecken, wie die Felsblöcke und das Geröll in Bewegung gerieten, hinunter, in fürchterlicher, rasender Geschwindigkeit; wie der Pulverschnee in der Luft herumflog und eine Wolke bildete, so dicht wie ein Schutzschleier. Dann entschwand die Lawinenmasse unsern Blicken. Der reissende, dröhnende Donner dauerte aber noch lange Zeit an, und die Echos rollten das Tal hinunter . . . dann herrschte auf einmal wieder völlige Stille in der eisigen Einöde.

Schliesslich setzte sich auch die Schneewolke nieder, und erst jetzt erkannte ich, wie nah wir am Tod vorbeigekommen waren. Fünfzehn Meter vor mir lag die Rinne, in der die Lawine in den Gletscher gestürzt war; einige der mächtigen Blöcke wurden bis gegen die Mitte des Gletschers hingeschleudert.

An seiner breitesten Stelle mass der Berggrutsch fast hundert Meter, wurde gegen das obere Ende keilartig schmaler und auf diesem hundert Meter grossen Raum hatten wenige Minuten vorher die letzten unserer Leute gestanden – jetzt sind sie verschwunden. Erst später vermochte ich festzustellen, dass zehn Mann umgekommen waren. Nichts von ihnen war zu entdecken – wir konnten auch nichts mehr für sie tun. Ich kannte von ihnen keinen einzigen persönlich, wusste nicht einmal ihre Namen.

Der Herzog rief von der andern Seite der Lawine her und riss mich aus meiner Erstarrung. Auch Kahlkopf erwachte, und sogar Rufus gab einige Lebenszeichen von sich. Ich weiss heute, dass es den sichern Tod bedeutet haben würde, wenn wir hier stehen-geblieben wären. Meine Hände und Füsse waren schon lange gefühllos. Es bedeutete vielleicht auch den Tod, wenn wir vorwärts gingen, aber wagen mussten wir es. Vorsichtig bahnten wir unsern Weg über die Kluft. Eine ganze Lebenszeit schien zu vergehen, bevor dieser böse Traum endete. Der Herzog und die Leibwache gratulierten uns zu unserm Glück!

Eine halbe Stunde später waren wir unten, am Rande des Gletschers. Wir kletterten daran entlang bis an die Abbruchstelle, wo er steil ins Tal abfiel. Hier erwarteten uns die übrigen unserer Gesellschaft; einige sasssen, andere lagen wie tot auf dem Rücken, andere standen, aus Furcht, sich für immer hinzulegen. Wasser brach unter dem Eis hervor; in Stürzen donnerte es ins Tal hinunter.

Dieses Tal müssen wir irgendwie erreichen, sagte ich mir. Trotzdem der Weg uns steil und gefährlich erschien, war ich mir bewusst, dass wir das Schlimmste hinter uns hatten. Einige der Männer atmeten auf, als ich diese Bemerkung machte. Nun erfuhr ich, wieviele wir vermissten, und vernahm auch, wer sie gewesen sind. Mit Erleichterung erkannte ich, dass unsere acht «Alten» noch am Leben waren, doch in welchem Zustand! Rufus völlig zusammengebrochen, Poker-Gesicht bewusstlos, Gnoms Füsse zerfetzt und blutend, sodass er bei jedem Schritt rote Spuren hinterliess, Buckskin vor Angst ohne Besinnung, der Herzog und seine Leibwache beide total erschöpft, sogar Kahlkopf war

am «Verwelken». Was mich anbetrifft, hatte ich einzig das Verlangen, mich an Ort und Stelle zum Sterben hinlegen zu dürfen . . . das Leben interessierte mich nicht mehr. Die andern Briten befanden sich im selben Zustand, einige waren eher noch schlimmer dran.

### Achtzehntes Kapitel

Das Schlimmste war tatsächlich vorüber. – Wir sammelten uns und bewegten uns wieder vorwärts, einen steilen Abhang hinunter, zu einem flachen Boden. Dann ein weiteres Stück abwärts, den Windungen des Tales folgend.

Plötzlich hielten die Vorderleute an. Vor ihnen stand ein Soldat in einer graugrünen Uniform mit Stahlhelm und richtete sein Gewehr gegen die Erschöpften. Als ich auf dem Schauplatz erschien, sprach er eben auf deutsch; es bestand kein Zweifel über seine deutschklingende Stimme. Das war also unser Ende nach all den Strapazen! Hatten wir soviel durchgemacht, um kurz vor dem Ziel gepackt zu werden? Er wiederholte seine Frage auf deutsch, dann in einer andern Sprache, die ich für Französisch hielt. Dann begann er zu meiner Überraschung englisch zu sprechen, langsam und unsicher.

«Stop! Ihr seid verhaftet. Seid ihr Engländer?»

«Ja», antwortete ich, erbittert über unser Schicksal. «Sie sind natürlich Deutscher?»

«Nein, Schweizer», gab er prompt zurück.

Wir waren nach dieser Antwort einen Augenblick wie betäubt. Dann erfolgte ein allgemeiner Freudenausbruch. Die Män-

ner reagierten dabei in sonderbarer Weise. Einige lachten, andere weinten, andere blieben in völliger Apathie stumm.

Der Schweizer Soldat winkte uns, ihm zu folgen. Erst da gewahrte ich zwei weitere Wehrmänner, die hinter uns bei einer Grenzhütte standen, so gut getarnt, dass sie praktisch unsichtbar war. Wir folgten dem Soldaten einen guten Fussweg hinunter, die beiden andern kamen mit den übrigen nach. Wo der Weg steil war, hatte man Tritte eingehauen. Zwei oder drei Kilometer weiter vom kamen eine Anzahl kleiner Holzhäuschen in Sicht – Skihütten, wie ich später erfuhr. Einige Zeit darauf, nach einer Wegbiegung, wurden wir in das Erdgeschoss einer zweistöckigen Kaserne geführt. Hier fielen wir wie erschlagen zusammen.

Ungefähr dreissig Soldaten befanden sich in diesem Raum, sitzend, stehend, zurückgelehnt, kurz, in den verschiedenen Stellungen, welche alle Soldaten der ganzen Welt ausser Dienst annehmen. Ein knisterndes Feuer brannte im Eisenofen und erwärmte das Lokal. Eine grosse Wanduhr zeigte an, dass es fünf Minuten vor zwei war.

Die Soldaten reagierten mit verblüffender Raschheit auf unsere Not. Im Nu hatten sie uns zum Feuer gebracht. Es wurden Zigaretten ausgeteilt, Poken-Gesicht und Gnom wurden in Pflege genommen, Brot und Kaffee hingestellt. Ein junger, strammer Leutnant kam herein und wurde ebenso stramm von den Soldaten gegrüsst. Es wurde ihm berichtet, ich sei der Führer unserer Bande, worauf er zu mir kam und mich englisch ansprach.

«Ihre Leute», sagte er, «sind in einem argen Zustand. Wenn ihr seit so langer Zeit nichts mehr gegessen habt, ist Brot und Kaffee jetzt genug für euch. Sie wissen, es ist gefährlich, zu viel auf einmal zu essen. Wir haben Suppe übers Feuer gestellt, die in einer halben Stunde bereit sein wird. Essen sie jetzt nur wenig auf einmal, bis sich ihr Magen wieder an die Nahrung gewöhnt hat.»

Er berichtete auch, sie hätten uns beobachtet, seit wir über der Grenze waren. Ein Vorposten habe uns entdeckt und ihn sofort telephonisch davon unterrichtet.

«Wir versuchten zu signalisieren, damit ihr die linke Seite des Gletschers nehmt, wo ein Fussweg hinunterführt, aber offensichtlich habt ihr unser Signal nicht gesehen. Als wir das Donnern der Lawine hörten, gaben wir euch alle für verloren. Dann kam die Meldung vom Vorposten, der euch wieder aufgefunden hatte.»

Da erzählte ich ihm, dass wir zehn Mann vermissten. Er sagte, in der Schweiz bestehe eine besondere Organisation, welche die Leute aus den Lawinen rette, und dass eine Mannschaft schon unterwegs sei, um zu sehen, was noch für uns zu tun sei.

Mitten im Gespräch fielen unsere Männer, wo sie sassen oder lagen, in tiefen Schlaf. Ich hätte mich auch einfach hinlegen und schlafen mögen. Der Leutnant erklärte jedoch, wir könnten leider nicht hier bleiben. Man könne uns nicht unterbringen und auch die nötige Pflege nicht geben. Vier Stunden von hier entfernt liege Zermatt, wo für uns in jeder Hinsicht gesorgt würde. Es sei besser, dass wir nach unserer Suppe gleich aufbrächen, um den Ort noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Einige Männer würden uns mit Tragbahren entgegenkommen.

Nach beendetem Gespräch kamen zwei Soldaten mit einer Schüssel Suppe und Brot herein. Poken-Gesicht erwachte für einen Augenblick aus seinem Schlafzustand, gerade so lange, um seinen Teil einzunehmen. Sein Gesichtsausdruck gefiel mir nicht – er erkannte uns nicht mehr. Bald darauf führten ihn zwei Schweizer auf einer Tragbahre weg. – Erst zwei Monate später sah ich ihn wieder; ich besuchte ihn, als er schon auf dem Weg zur Genesung in einem Spital bei Bern lag.

Die andern mussten alle aus ihrem Erschöpfungsschlaf herausgerissen werden, um das Essen einzunehmen und zum Marsch aufzubrechen.

## Neunzehntes Kapitel

Um halb vier Uhr waren wir wiederum unterwegs, um den allerletzten Berg in unserem Leben, wie wir hofften, zu Fuss zu übersteigen. Der Leutnant hatte gesagt, bis Zermatt seien es von seiner Kaserne aus vier Stunden zu gehen. Das war aber bestimmt für gesunde Männer gedacht, denn erst nach Mitternacht erreichten wir den reizenden kleinen Ort mit den vielen Hotels. Auf den Strassen erwarteten uns die Bewohner. Man hatte offenbar unsere Ankunft voraus gemeldet. Als ich der Strasse entlang wankte, bildete die Menge Spalier, und eine Frau sprang aus den Reihen und warf einen Mantel über meine Schulter. – Aehnliche Szenen erlebten auch die andern.

Wir wurden in das Erdgeschoss eines weiträumigen Hotels gebracht. Wie ich später erfuhr, war es von der Schweizer Armee als Quartier während der Dauer der Mobilisation übernommen

worden. Ich glaube, dass nie zuvor eine solch schmutzige, heruntergekommene Gesellschaft dieses Hotel betreten hatte. Ein schöner, strammer Offizier in derselben graugrünen Uniform mit drei Sternen am Kragen beantwortete den Gruss unserer Wachen und sprach uns in tadellosem Englisch an.

«Gehen Sie bitte paarweise zu jenem Herrn, der dort am Tisch sitzt», sagte er und zeigte auf einen abgeschirmten Teil des Raumes. «Ihm gebt eure richtigen Namen, das Alter, Nationalität, Rang, Name der Eltern, Beruf und nächste Verwandtschaft an. Sobald diese Formalitäten erledigt sind, könnt ihr zu Bett gehen. Nun möchte ich die Mannschaftsführung sprechen.»

Kahlkopf und ich folgten ihm in einen andern Teil des Gebäudes, offensichtlich in sein Privatbüro. Wir teilten ihm alle Einzelheiten unserer Flucht mit, und als wir eben fertig waren, kam ein anderer, älterer Offizier mit einem silbernen Schnurrbart in das Zimmer. Er musste noch höher im Grad sein, denn unser Freund sprang auf und salutierte stramm. Wir versuchten, dasselbe zu tun, doch er winkte nachsichtig ab. Auch er sprach englisch, jedoch nicht so fließend wie «Drei-Stern» (so hatte ich für mich unsern ersten Betreuer getauft).

Dann begann eine der geistig und körperlich schwersten Prüfungen, die ich je durchgemacht hatte. Erschöpft, halb tot vor Schlaf, zermürbt vom Schmerz, wünschte ich jetzt nichts anderes, als irgendwo hinzukauern, zu schlafen oder zu sterben, oder beides. Doch unsere neuen Freunde schienen anderer Meinung zu sein. Sie wollten alles von uns wissen, und als ich sie bat, uns zu entschuldigen, bemerkte «Drei-Stern» lächelnd, wir seien gerade im rechten Zustand, um ausgefragt zu werden; sicher träume

manch ein Polizeichef von einer solchen Chance, seine Opfer auszuquetschen.

«Männer in Ihrem Zustand sprechen immer die Wahrheit», sagte er.

So sassen wir eine Stunde oder noch länger da und liessen Frage um Frage über uns ergehen – wo wir gefangen wurden, in welchem Gefangenenlager wir gewesen seien, wie wir entflohen seien, ob wir Hilfe von aussen empfangen hätten, wo und wie, welches die letzte Stadt vor der Grenze gewesen sei, die wir gesehen hatten, ob da Deutsche gewesen seien, ob wir unter einer Führung über die Grenze gekommen seien, ob wir deutsche Patrouillen gesehen hätten, ob wir die Hilfe von Schmugglern beansprucht hätten ... So ging das Verhör weiter und weiter. Wir sagten die Wahrheit, und «Drei-Stern» schrieb alles, was wir erzählten, in ein Notizbuch.

Als sie endlich befriedigt waren, dankten sie uns für die Auskunft; wir würden gleich in ein Zimmer gebracht, wo wir bald einschlafen könnten, wie sie hofften. «Drei-Stern» erkundigte sich noch, ob er besondere Wünsche für uns erfüllen könne.

«Ja», entgegnete ich. «Ich möchte während vierundzwanzig Stunden ungestört schlafen». Ich fragte auch, ob man Frau Buchli benachrichtigen könne, wo ich mich befinde. Sicherlich könne man dies, antwortete er, und versprach, es am nächsten Morgen als erstes zu erledigen. Was das Schlafen anbelange, würden wir bis zehn Uhr nicht geweckt.

Meinen schweren Beinen schien die Treppe fast mühevoller als das Gebirge. Endlich befand ich mich in einem Zimmer – und welch einem Zimmer! Ich hatte während Jahren nichts Derartiges

mehr erlebt. Ich taumelte hinüber zum Bett und warf mich auf die zwei grossen, dicken Matratzen. Mein erstes Bett nach beinahe vier Jahren! Ich begann wild aufzulachen, was meinen Begleiter etwas beunruhigte. Er stellte sich wahrscheinlich vor, ich sei übergeschnappt. Ich versuchte, die formlose, durchweichte Masse, die einst ein Paar Schuhe gewesen war, von meinen Füßen zu zerren, doch die Kraft fehlte mir dazu. Das Zimmer wirbelte im Kreis herum, vor meinen Augen tanzten schwarze Tupfen auf und ab . . . dann fühlte ich, wie mir mein Begleiter die Schuhe auszog und mir beim Ausziehen half. Ich warf meinen nackten Körper in das luxuriöse Bett, und der tiefe Schlaf der völligen Erschöpfung hüllte mich ein.

## DRITTER TEIL

### *Schweiz – Evadé*

#### Erstes Kapitel

Die Gegenstände in meinem Zimmer nahmen langsam wieder Form und Gestalt an. Draussen war volles Tageslicht, und ein heller Streifen leuchtete durch das Fenster. Ich setzte mich im Bett auf, mein Gehirn suchte angestrengt nach dem Grund, warum ich hier sei – – Dann kam alles mit einem Schlag in mein Gedächtnis zurück: ich war frei, frei! Ich wollte singen, jauchzen, oder sonst etwas Verrücktes tun. Heisse Tränen stiegen in meine Augen.

Ich versuchte aufzustehen, doch mein schmerzender Körper erinnerte mich, dass mein Leiden noch nicht zu Ende war, während meine armen, geschwollenen Füsse mir bestätigten, dass ich nun während manchen Tagen kaum würde gehen können. Auch mein Magen knurrte nach Nahrung.

Endlich stand ich auf dem Boden. Jemand hatte mir eine Hose, neue Socken und ein sauberes Zivilhemd neben den Haufen zeretzter Kleidungsstücke gelegt, die ich in der vorhergehenden Nacht ausgezogen hatte. Daneben lagen drei Paar Schuhe mit einem Zettel «Probieren Sie sie an, eines davon mag Ihnen passen».

Langsam und mühevoll kleidete ich mich an und schritt dann

hinüber zum grossen Spiegel am Kleiderschrank. Ich war nicht imstande, mein eigenes Spiegelbild wieder zu erkennen! Ich sah aus, als ob ich wenigstens sechzig Jahre alt wäre, mit gefurchtem Gesicht und blödem, erschöpftem Blick. Nun, dachte ich, ich habe aus mir herausgeholt soviel ich konnte – das will irgendwie bezahlt sein!

Es wurde an die Türe geklopft. Nach meiner Aufforderung «Herein», trat ein Schweizer Soldat ins Zimmer. An seinem Arm, über dem linken Ellbogen, trug er eine rote Binde mit einem weissen Kreuz. Er salutierte und meldete, der Hauptmann wünsche, mich sofort zu sprechen. Ich folgte ihm hinunter in das Zimmer, worin ich am vorigen Abend so liebenswürdig ausgequetscht worden war. Erstaunt bemerkte ich, dass es schon fast Mittag war. «Drei-Stern», der Hauptmann, schüttelte mir warm die Hand. Er bestellte das Frühstück für mich und sagte dann, er werde uns, sobald mein Kamerad Kahlkopf erscheine, weitere Instruktionen geben. Während wir warteten, erzählte er mir, er habe mit Frau Buchli telephoniert. Sie sei sehr erregt gewesen und werde vielleicht im Laufe dieses Nachmittags noch in Zermatt erscheinen.

«Natürlich kennen Sie sie gut?» fügte er hinzu.

«Nein», erklärte ich, «überhaupt nicht, ich habe nicht einmal ihre Photographie gesehen.» Dann berichtete ich, inwiefern wir uns kannten.

Während ich noch am berichten war, kam Kahlkopf herein. Sein Anblick versetzte mir einen solchen Schlag, dass ich nicht sprechen konnte. Der einst hübsche, athletisch gebaute Junge, erst achtundzwanzig jähig, schaute so alt aus wie ich, sein Gesicht

war tief gefurcht, sein dunkles Haar von grauen Fäden durchzogen . . . Nachdem er sich gesetzt hatte, senkte er den Kopf in seine Hände, das wahre Bild von Elend und Verzweiflung; leise Schluchzer durchzuckten seinen Körper. Mein guter, treuer Kahlkopf war vollständig zusammengebrochen.

Man holte einen Arzt, mit dessen Hilfe er sich bald wieder sammeln konnte. Es gelang ihm sogar, die Mahlzeit, welche der Hauptmann für uns bestellt hatte, einzunehmen. Nachdem wir damit fertig waren und uns die unvermeidliche Zigarette ausgehändigt» wurde, gab er uns kurz Bescheid, was jetzt mit uns geschehen werde.

Um zwei Uhr würden wir alle in das Dorfschulhaus gebracht, welches vorübergehend unser Quartier sein sollte. Da wir immer noch wegen illegaler Grenzübertretung in Haft waren, würden wir bewacht. Man würde uns einer ärztlichen Kontrolle unterziehen und wahrscheinlich für einige Wochen unter Quarantäne stellen. Wir sollten als Soldaten behandelt, das heisst, unter den gleichen Bedingungen gehalten werden, wie die Schweizer Soldaten, gleiche Schlafgelegenheit, gleiche Rationen, gleichen Sold. Doch da wir verhaftet waren, hätten wir nur einen abgegrenzten Bereich zu unserer Verfügung. Jeder, der die Verfügung verletzte, würde bestraft – Rauchverbot im Quartier, um zehn Uhr Lichtauslöschten usw. Er dachte, wir würden während einiger Tage hierbleiben, dann wahrscheinlich nach Wil im Kanton St. Gallen geschickt, wo das Hauptquartier für Internierte errichtet worden war.

Ich erkundigte mich dann nach den andern, und er versicherte, man habe für sie alle gesorgt. Acht lägen im Spital, darun-

ter Poken-Gesicht, Rufus und der Gnom. Er berichtete, dass die Fachleute der ausgesandten Rettungskolonne nicht viel Hoffnung hegten, die Leichen unserer zehn Kameraden zu bergen. Zum Schluss erzählte er, dass an jenem Tag nicht weniger als vierhundert entwichene britische Kriegsgefangene an verschiedenen Stellen die Grenze überschritten hatten.

Am Nachmittag brachte man uns in das Schulhaus. Die Bevölkerung überhäufte uns mit allerlei Geschenken, Kleidern, Nahrungsmitteln und anderen Notwendigkeiten. Man «erklärte» uns auch das berühmte Matterhorn, ein hoher spitzer Gipfel, bestehend aus kahlen Felsen, der südwestlich von Zermatt zum Himmel emporragt. Meine erste Reaktion darauf war: Wie können nur Leute daran Gefallen finden, aus reinem Vergnügen einen derartig hässlichen, schrecklichen Berg zu erklettern? Ich denke, meine schlimmen Erlebnisse hatten mich damals beeinflusst, denn früher war ich immer mit Vorliebe über Berge und Hügel gewandert. Daheim waren wir einmal zu zweit (damals noch als Jüngling) wegen einer albernen Wette auf einen bekannten Gipfel in Nord-Queensland gestiegen, um dort eine Kartenpartie auszuspielen. Es ist zwecklos zu erwähnen, dass ich das Spiel verlor.

Um vier Uhr ungefähr, als ich im Halbschlaf auf dem Stroh im Schulhaus lag, rief die Wache meinen Namen aus und meldete, eine Frau möchte mich sehen. Ich wurde schrecklich nervös – ich wusste, es konnte nur Frau Buchli sein. Nachdem ich sorgfältig die Strohhalme, die an meinen Kleidern hafteten, weggezupft hatte, folgte ich der Wache in einen kleinen Raum, der als Büro zur Verfügung gestellt war. Da wartete eine überraschend reizen-

de Frau im Alter zwischen fünfundvierzig und fünfzig Jahren, wie ich schätzte, auf mich. Sie war so gross wie ich, mit braunem Haar und schönen, blauen Augen, eine typische Engländerin in ihrem tadellos geschnittenen, schmiegsamen Tailleur. Was sie bei der ersten Begrüssung von mir dachte, weiss ich nicht. Ich glaube, auf den ersten Anblick machte ich nicht gerade den besten Eindruck. Ich hatte mir Rasierzeug von einem Schweizersoldaten borgen können, um das neuntägige Gewächs aus meinem Gesicht zu entfernen. Aber die gemischte Kleidersammlung, die meinen Körper umhüllte, muss sie erschüttert haben. Jedenfalls zuckte sie, als perfekte Dame und Engländerin, mit keiner Wimper.

Sie berichtete, sie habe meiner Familie in Australien telegraphiert, ich sei gesund in der Schweiz, und sie hoffe, ich werde bald einige Tage mit ihr und ihrem Mann verbringen können. Sie blieb und plauderte während einer Stunde. Dann musste sie leider gehen, da der Militärarzt zur Untersuchung kam; vorher nahm sie mir noch das Versprechen ab, mit ihr in Kontakt zu bleiben und ihr immer meine Wünsche mitzuteilen. Sie hatte auch Esswaren und Zigaretten mitgebracht, die ich nachher mit den andern teilte.

Die ärztliche Untersuchung war vorüber, wir wurden zu einem heissen Bad geführt. Dieser Luxus war unbeschreiblich! Endlich beim Zurückliegen und Versinken im herrlich heissen Wasser verschwanden Steifheit und Schmerz in den Gliedern. Darauf gingen wir wieder zu Bett und schliefen uns aus.

Während der nächsten fünf Tage taten wir nichts anderes als essen und schlafen. Eine schwere Mattigkeit hatte mich überwäl-

tigt. Bei jeder Gelegenheit schien ich einschlafen zu müssen, und sogar bei wachem Zustand waren meine Sinne so stumpf, dass ich immerfort glaubte, in einem Traumland zu leben. Ich schien für klares Denken und Fühlen untauglich geworden zu sein.

## Zweites Kapitel

Nach fünf Tagen wurden wir nach Wil geführt, wo wir andere Flüchtlinge vorfanden. Während der nächsten zwei Tage kamen noch weitere hinzu. Bald darauf wurden wir in das Tösstal speidiert, das nun unser dauerndes Heim in der Schweiz sein sollte. Es befanden sich verschiedene Lager im Umkreis von einigen Kilometern. Unser Hauptquartier aber war in Wil.

Wir fünf Männer der ursprünglichen Gesellschaft hielten fest zusammen, man teilte uns auch demselben Lager zu. Hier standen wir während zehn Tagen unter Quarantäne. Wir hatten reichlich Zeit, uns den neuen Lebensbedingungen anzupassen, während unsere erschöpften Körper Gelegenheit hatten, sich zu erholen. Den andern, die in Spitalbehandlung waren, ging es besser, und auch Kahlkopf sah wieder kräftiger aus. Aber seine Jugend war für immer entflohen. Der Herzog und die Leibwache waren fast vollständig wieder hergestellt. Der Charakter des Herzogs hatte sich völlig geändert, er war kaum wieder zu erkennen. Auch Buckskin erholte sich. Mit der Zeit wurden seine zerrütteten Nerven im ruhigen, ländlichen Leben dieses kleinen Schweizerdorfes wieder stark und gesund. Er ist ja jung, sodass die Heilung dauerhaft sein dürfte.

Während der Quarantäne sorgte wiederum das Rote Kreuz für uns. Es schickte Uniformen, Unterwäsche, Schuhe und andere notwendige Artikel, die uns alle sehr willkommen waren, denn sie gaben uns die Möglichkeit, uns wieder sehen zu lassen. Wir konnten endlich wie Soldaten auftreten. Auch die Bevölkerung kümmerte sich in liebenswürdiger Weise um uns, und es verging kaum ein Tag, ohne dass uns Früchte oder andere Geschenke gesandt wurden. Nach der Quarantäne wurden viele unter uns von Familien «adoptiert». Diejenigen, welche kein Heim fanden, waren selbst daran schuld – entweder wollten sie nicht oder sie nahmen sich so schlecht, dass man sie nicht nochmals einlud.

Das Leben in einem Lager für Evadés ist gleich wie bei jeder andern militärischen Truppe. Um sieben Uhr Tagwache, um acht Uhr Frühstück, Lagerarbeiten bis um zwölf Uhr, um halb ein Uhr Mittagessen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass der Nachmittag von drei Uhr an und der Abend bis zehn Uhr frei waren, man konnte lesen, schreiben, spazieren usw. Das Leben war eigentlich sehr eintönig. Es ist schade, dass man für Internierte keine rechte, ausfüllende Arbeit findet. Bis jetzt konnte dieses heikle Problem in der Schweiz noch nicht gelöst werden. Jedenfalls haben gewisse Vorschläge Unzufriedenheiten verursacht. Es sollte auch daran gedacht werden, dass viele der Männer durch die Folgen des Krieges, die sie hinter sich haben, geistesgeschwächt sind und eher ärztliche Hilfe anstatt militärischer Aufsicht benötigen.

Bald nach unserer Ankunft im Lager unternahmen Kahlkopf und ich kurze Wanderungen zusammen. Wir stellten beide fest, dass wir noch keine langen Touren machen konnten. Auf unsern

Spaziergängen hatten wir Gelegenheit, unsere nächste Umgebung zu erforschen. Die Landschaft gefiel uns: gegen Süden erstreckten sich Hügelreihen, dicht mit schönen Wäldern belegt. Von einigen Erhöhungen aus konnte man an klaren Tagen die Alpenkette sehen. Hier hatte ich Gelegenheit, mich meinem Steckenpferde, der Geologie, zu widmen. In Australien hatte ich über den ersten Mann gelesen, der die Theorie der Gletscherbewegung auslegte. Ich entsann mich auch der Lehren eines jungen Schweizers, Louis Agassiz, der die Hypothese der kontinentalen Vergletscherung aufgestellt hatte. So überblickte ich die Gegend mit einigem Interesse und hielt Ausschau nach den Moränen, die er lange vorher vielleicht untersucht hatte.



Einige Wochen vor Weihnachten erhielt ich die Einladung, die Weihnachtsferien bei Familie Buchli zu verbringen. Es war uns nun erlaubt, solche Einladungen anzunehmen, sofern wir die Behörden vierzehn Tage vorher davon unterrichteten. Ich verlor keine Zeit, ein Urlaubsgesuch zu schreiben. Geduldig wartete ich auf die Erlaubnis und zählte die Tage, bis ich endlich wieder einmal ein Privathaus besuchen konnte, das erste seit Dezember 1939.

Die Bewilligung kam, und vierundzwanzig Stunden später, nachdem ich mich bis zum höchstmöglichen Grad aufgeputzt hatte, fuhr ich in einem der schönen elektrischen Züge, die ein so typisches Merkmal der Schweiz sind, nach S. Während der Reise liess ich in Gedanken all die Weihnachtsfeiern, die ich seit Kriegsausbruch erlebt hatte, in meinem Kopf vorüberziehen.

Weihnachten 1939 hatte ich einen wütenden Zyklon in Nord-Queenland miterlebt. Diese Zyklone treten im Norden periodisch auf, verursachen ausgedehnte Schäden, doch sogar ein Zyklon ist nichts im Vergleich mit einer Lawine.

Weihnachten 1940 war ich bei Marsa Matruh in Aegypten.

Weihnachten 1941 sah mich halbverhungert in einem italienischen Gefangenenlager, und 1942 im gleichen Lager unter ungefähr denselben oder noch schlimmeren Bedingungen. Und meine fünfte Kriegsweihnacht sollte ich nun so verschieden von den vier andern verbringen!

Dieses Fest werde ich nie vergessen. Ich wurde von Leuten königlich aufgenommen, denen ich kurze Zeit vorher noch ein Fremder war. Nur durch zwei Zufälle war eine Verbindung entstanden, einmal durch die übereinstimmende Telephonnummer, und zweitens durch Herrn Buchlis Australienreise. Ich wurde von der Familie und ihren Gästen verwöhnt. Ich dachte mir, es sei gut, dass ich ein gesetzter, nicht mehr sehr junger Mensch sei, sonst hätte ich mir bestimmt den Kopf verdrehen lassen! Ihre Liebeswürdigkeit damals und bei anderen Gelegenheiten werden mir unvergesslich bleiben.

Beladen mit Geschenken kehrte ich ins Lager zurück, seelisch und körperlich wieder ein gesunder Mensch. Meine Mattigkeit war völlig verschwunden. Meine Ruhelosigkeit begann sich wieder zu legen. Ich wollte jetzt etwas unternehmen. Ich versuchte in Studien Befriedigung zu finden. Wahrscheinlich dachten einige Burschen im Lager ich sei verrückt, als ich mir einige dicke Mathematikbücher anschaffte und anfang zu arbeiten. Kurz, ich war wieder normal. –

Rufus, Gnom und Poken-Gesicht waren um die Weihnachtszeit ins Lager gekommen, alle drei ziemlich geheilt. Kurz nach Neujahr fiel der erste Schnee und ich lernte mit vielen anderen Skifahren. Es war das erste Mal, dass ich diesen Sport sah. Ich hatte mich früher in Australien immer gefragt, warum die Leute so furchtbar gerne die beschneiten Berghänge hinaufkletterten, ein Paar Holzbretter an ihre Füße befestigten, um damit wieder hinunterzurutschen. Ich hatte mir das als eine eiskalte Angelegenheit vorgestellt. Nun fand ich heraus, wie ich mich getäuscht hatte: das Skifahren ist wirklich einer der fröhlichsten Sportarten, die es gibt. Obschon meine ersten Versuche katastrophal ausfielen und mich sogar die Dorfkinder auslachten, lernte ich doch während dieses Winters, bis der Schnee wieder wegschmolz, auf den Abhängen die ersten Schwünge der Umgebung. Nur fürchte ich, ich bin zu alt, um eine wirkliche Skikanone zu werden.

Ich habe noch nicht herausgefunden, ob die schweizerische Landschaft im Winter oder im Sommer schöner ist. Im Winter glänzt sie in ihrem weissen Schneemantel und glitzert wie Hunderttausende von Sternen – im Sommer trägt sie ein farbiges Kleid, dessen Grund ein sattes, leuchtendes Grün bildet.

### **Drittes Kapitel**

Gegen Ende März wurde ich eines Tages von Herrn Buchli nach Zürich eingeladen. Da ich immer noch fünf Tage meines zehntägigen Urlaubs zugute hatte, erhielt ich sofort die Erlaubnis. Als ich ihn traf, bemerkte ich sofort, dass ihn etwas bedrückte. Er

erzählte mir von der eben erhaltenen Nachricht, dass eine Grenzstadt der Schweiz von amerikanischen Flugzeugen vor ungefähr einer Stunde bombardiert worden war. Er befürchtete, dass Leute, die dabei Verwandte verloren hatten, gegen die Evadés verbittert sein könnten. – Doch unsere Beziehungen mit der Schweizer Bevölkerung hat sich auch nach dieser Katastrophe nicht geändert.

Beim ersten Anblick Zürichs stieg ein starkes Heimweh in mir auf. Zürich erinnerte mich heftig an meine Heimatstadt in Australien. Beide haben eine ähnliche Lage und ungefähr die gleiche Grösse und Bevölkerungszahl. Wo ich in Zürich hinkam, wurde ich angestarrt. Ich glaube, den Schweizern gefallen die fremden Uniformen, und in meinem eintönigen Khaki erregte ich Aufsehen. Ich war auch erstaunt über die Anzahl englischsprechender Leute. In Trams, Hotels, Restaurants, überhaupt in allen öffentlichen Lokalen kam immer irgendjemand auf mich zu und plauderte in meiner Muttersprache mit mir. Ich erfuhr, dass in allen Schweizer Schulen mindestens zwei Sprachen obligatorisch sind, und später, in den Hochschulen, sogar vier. Dieses kleine Land ist wirklich international mit seinen verschiedenen Volkstypen, die, im Gegensatz zur übrigen Welt, anscheinend alle harmonisch zusammenleben können.

Am Morgen nach meiner Rückkehr musste ich mit Schneeschaufeln den Eingang meines angenommenen Heimes erst freilegen. Ein vorübergehender Mann wünschte mir auf englisch guten Morgen. Ich hielt mit meiner Tätigkeit inne, um ein bisschen zu plaudern. Da erfuhr ich, dass er Präsident eines Englisch-Clubs in Zürich war. Ich berichtete meinerseits, wer ich sei und gab einige meiner Eindrücke über die Schweiz preis. Aus dieser zufälli-

gen Bekanntschaft entstand eine enge Freundschaft. Er lud mich ein, in seinem Club einen Vortrag über Australien zu halten, und ich erhielt die Erlaubnis der Behörden, nochmals nach Zürich zu reisen. Dort verbrachte ich einen sehr schönen gemütlichen Abend. Die grösste Überraschung kam, als nach dem Vortrag eine Stimme in typischem australischem Dialekt aus der Zuhörerschaft ertönte . . . «Gosh, ist es nicht grossartig, wieder einmal jemand aus dem guten, alten ‚Aussie‘ zu sehen!»

Zu meiner grossen Freude erhielt ich gegen Ende April eine Antwort auf mein Gesuch, meine Studien an der Zürcher Universität weiterzuführen. Kurze Zeit darauf konnte ich in Zürich mein Hauptquartier aufschlagen, wurde aber gewissen Einschränkungen ausgesetzt. Ich bin froh, diesen Weg gewählt zu haben. Die technischen Einrichtungen des schweizerischen Polytechnikums sind im Vergleich zu unseren Universitäten viel moderner. Auch die Landesvermessung (mein Hauptfach) ist weit höher entwickelt als bei uns. Die meisten der Professoren sind weltbekannt – kein Wunder, dass die grossen Ölgesellschaften und andere industriellen Unternehmungen die jungen Schweizer Geologen immer gerne aufnehmen, sobald sie ihr Diplom in der Tasche haben.



An jedem freien Tag und meistens über das Wochenende fahre ich jetzt «heim» ins Tösstal, um meine Kameraden zu besuchen. Dann schlendern wir jeweilen zu einer der Dorfwirtschaften, lehnen uns auf den Sitzen zurück und plaudern von der guten alten Zeit. Ich habe immer noch Kontakt mit den alten Kamera-

den im Lager und höre von den Streitigkeiten, den kleinen Skandalen, und die Boys können ihre Sorgen dem «Alten», wie sie mich oft nennen, unterbreiten und mehr oder weniger weise Ratschläge erhalten. Wenn ich diese Männer betrachte, fragte ich mich, wie sie sich wohl benehmen werden, wenn sie wieder Zivilisten, Durchschnittsmenschen sind. Sie befinden sich hier, weil sie das Glück hatten, aus Italien zu entkommen. Sie waren die findigsten und tatkräftigsten Männer der verschiedenen Kriegsgefangenenlager. Und doch befürchte ich, dass mindestens die Hälfte aller, nach dem Krieg dem Staate zur Last fallen werden, wenn nicht etwas getan werden kann, um sie wieder in den gewohnten Alltag einzugliedern.

Grosses Leiden stählt oder bricht den Menschen. Einigen kommt es zugute, andere verlieren dadurch ihren Halt . . .

Jedenfalls ist diese Warteperiode, dieses «An-Ort-treten» in der Schweiz für einige von uns nicht ohne Gewinn gewesen. Wir hatten Zeit, uns wieder zu fassen und zum ersten Mal seit Kriegsausbruch Gelegenheit, wieder frei zu atmen, uns umzuschauen und zu vergewissern, dass das Leben nicht nur aus Krieg und Greueln besteht. Was wird uns die Zukunft bringen? Ungewiss mag sie sein – doch gewiss ist es, dass wir niemals mehr die gleichen Menschen sein werden wie früher, oder unverändert in unser gewöhnliches Leben zurückkehren. Aber wir haben hier das Wertvolle gelernt, dass Menschlichkeit und Nächstenliebe noch bestehen, und dass wir deshalb in das zukünftige Leben noch Hoffnung setzen können.

## Viertes Kapitel

Heute ist der 6. Juni. Vor einigen Minuten meldete das Radio, dass in den frühen Stunden dieses Morgens alliierte Fliegertruppen hinter dem Atlantik-Wall landeten, dass bei Tageslicht der Durchbruch des Walls durch Flieger-, Marine- und Landstreitkräfte gelungen ist. Die Invasion des Kontinents hat begonnen ...

In allen Internierungslagern sind die Männer verrückt vor Freude. Eine grosse brennende Aufregung erfüllt mein Herz, dennoch bin ich nicht so übermütig wie die andern. Vielleicht, weil ich ein bisschen älter bin als die meisten, oder vielleicht, weil ich weiss, dass Zehntausend andere Russel Kellys, Woggys, Jenks, Vinos und Red Berrys nie mehr aus dieser Weltschlacht zurückkehren werden. Während ich hier beim Schreiben sitze, ziehen ihre Gesichter wieder an meinen Augen vorüber ... Ich sehe Russel Kelly, wie ich ihn am liebsten sah, den ovalen Rugby-Ball unter seinen linken Arm gepresst, sein Kopf zurückgelegt, wie er mit vorgestelltem Kiefer an der Spitze seiner schnellen Stürmer über den Platz rennt. Wie ich mich ducke, um ihn zu packen, weiss ich nicht, wird er mich wegstossen oder seinen berühmten Seitenschritt anwenden ... Ich sehe Woggy in seiner Redner-Haltung, die er so gerne und oft annahm, und – ja, richtig, er spricht wieder vom Essen. Ich sehe ihn blutüberströmt in der Wüste liegen, der Sand verdeckt sein Gesicht . . . Ich sehe den Professor in seinem blauen Überkleid, wie er liebevoll mit den Händen über seinen Geländewagen streicht, und seinen Blick, als er auf der Tragbahre weggeführt wird ... Vino sehe ich wieder. Er liebkost den schmalen Hals seiner Vermouth-Flasche; zauberhaft schafft er uns aus

dem Nichts etwas Trinkbares her, gerade, wenn wir fast am Verdursten sind. Dann sehe ich seinen Körper ohne Kopf im fahlen Mondlicht über das Maschinengewehr fallen . . . Ich sehe Reds mächtige Schultern und fassartigen Brustkorb –er geht im Lager umher und erzählt den halbverhungerten Boys Witze, um sie aufzumuntern und abzulenken. Dann sehe ich sein vor Schmerz zuckendes Gesicht, als wir zum letzten Mal von ihm Abschied nehmen . . .

Ich sehe die ‚Warze‘, den Schwächling mit seinem unaufhörlichen Klagen und Jammern, mit seiner zankenden, bitteren Zunge. Ich sehe, wie er doch zum Mann wird. Auch der Herzog und seine Leibwache – den verwöhnten Aufschneider und sein treuer Gefährte, und wie sie sich entwickelt haben.

Die Türe meines Zimmers wird geöffnet – zwei Männer kommen herein. Der Kleine sagt: «Komm, Alter, wir wollen feiern», während der Grössere schweigend mit ernster Miene dasteht. Ja, das sind Kahlkopf und Gnom, zwei der besten Kameraden, die ein Mann sich nur wünschen kann. Gott helfe mir, aus meinen beiden Söhnen solche Männer zu machen.

– *Ende* –